

Karl-Heinz Ohlig

Überlebensnotwendigkeiten

Was muss sich in der Kirche ändern?

Man sagt so schön: *ecclesia (est) semper reformanda* (die Kirche muss immer neu reformiert werden). Dieser allgemeine Satz bezieht sich auf viele Phänomene, bei denen Korrekturbedarf besteht. Aber jenseits aller Einzelheiten und durchaus wichtiger Problembereiche scheint es grundlegende Sachverhalte zu geben, bei denen Änderungen nicht nur wichtig, sondern für das Überleben als große katholische Kirche notwendig sind. Hier sollen drei Aspekte angesprochen werden.

1) Zwar ist das Papstamt eine Institution, die sich – wenn man ideologische Geschichtsklitterung weglässt – nicht auf Jesus oder das Neue Testament oder die Kirche der ersten Jahrhunderte stützen kann. Erstmals formulierte der römische Bischof Damasus I. um das Jahr 380 einen primatialen Anspruch. Es hat noch lange Zeit gedauert, bis sich in der westlichen Kirche so etwas wie eine primatiale Rolle der römischen Bischöfe ausbildete, mit sehr unterschiedlichen Etappen und Formen.

Vergleicht man heute die unterschiedlichen Christentümer in aller Welt, lässt sich sagen, dass die Ausbildung eines Papstamtes durchaus auch positive Wirkungen hatten. Trotz aller Missstände, die den Päpsten angelastet werden können und die niemand bestreiten kann, hat das Papsttum für einen großen Teil der Christenheit verhindert, dass es gänzlich in ethnischen oder nationalen Besonderheiten verwoben und zu Staatskirchen wurde, dass die religiöse Dimension, wenigstens grundsätzlich, ihre (personal anschauliche) Eigenständigkeit behielt und ein Minimum an Katholizität erhalten blieb.

Seit dem Ersten Vatikanischen Konzil 1869/1870 mutierte der Primat aber zu ei-

ner Form des Absolutismus, der die Kompetenz zur Regelung so gut wie aller kirchlichen Fragen umfasste, auch weltweit und zudem – wofür das Papsttum vorher keine oder nur indirekt eine Rolle spielte – für die Lehre („Unfehlbarkeit“).

Die neuen technischen und digitalen Möglichkeiten führten dazu, dass die seit diesem Konzil theologisch behauptete Allkompetenz des Papstamts auch faktisch realisiert werden konnte. Wo früher päpstliche Gesandte oder Depeschen oft wochenlang unterwegs waren, Nachrichten aus fernen Regionen nach Rom nur verzögert eintrafen, kommen jetzt Informationen und Anordnungen in kürzester Zeit an ihr Ziel. So werden alle möglichen Fragen, wichtige und nebensächliche, in Rom entschieden, von der Genehmigung eines Gesangbuchs, liturgischer Initiativen über die Zulassung von Messdienerinnen oder die Berufung von Theologieprofessoren bis hin zur Installation von Bischöfen. Dieser Zentralismus bewirkte eine bleierne Uniformität und erstickte Initiativen „von unten“ oder die Entstehung und das Wachsen von regionalen Besonderheiten, ohne die die Kirchen vor Ort in ihren Regionen keine dynamische Rolle spielen können.

Eine erste und grundlegende Reformnotwendigkeit ist der Abschied von diesem zentralistischen päpstlichen, d.h. faktisch: kurialen Zentralismus. Den großen kontinentalen, nationalen oder regionalen Kirchentümern muss ihre Autonomie und weitgehende Selbstbestimmung (zurück-) gegeben werden. Wenn das nicht geschieht, werden große kontinentale Kirchen mangels Anpassungsmöglichkeiten an ihre spezifischen „Situationen“ zu kleinen Restbeständen zusammenschmelzen oder, die zweite Möglichkeit, sich von Rom separieren und ihre eigenen Wege gehen.

2) Eine zweite Reform müsste das bisher radikal durchgeführte klerikale Prinzip aufbrechen. Auch das kirchliche Amt hat sich, abgesehen von einer den Synagogengemeinden entlehnten kollegialen Ältestenstruktur in pseudopaulinischen Spätschriften, erst seit nachneutestamentlicher Zeit ausgebildet und in langen Jahrhunderten seine noch heute gültigen Formen entwickelt. Man kann durchaus feststellen, dass die mit ihm verbundene Konzentration auf

das priesterliche und bischöfliche Amt bis in die jüngere Vergangenheit funktionierte, vor allem auch deshalb, weil die christlichen Gesellschaften im Mittelalter und auch bis in das letzte Jahrhundert hinein auf Grund von Defiziten in Bildung und persönlichen Freiheiten der meisten Christen der Führung bedurften; die „Schafe“ wurden von „Hirten“ geleitet – mehr oder weniger recht und schlecht, im Ganzen aber effektiv.

Diese Zeiten sind vorbei. Bildung und Information und der Gebrauch persönlicher Selbstbestimmung sind mittlerweile relativ allgemein gegeben oder verfügbar. Korrelierend dazu gibt es weltweit einen beängstigenden Priestermangel, außer vielleicht in Regionen, in denen dieser Beruf noch einen sozialen Aufstieg verspricht. Ebenso finden die kirchlichen Orden kaum noch Nachwuchs, viele Klöster müssen aufgelöst werden.

„Laien“ und Laiengruppen versuchen in vielen Gemeinden, in die Bresche zu springen und ein rituelles und pastorales Angebot aufrecht zu erhalten. Aber sie werden in ihren Möglichkeiten oft von der Amtskirche eingeschränkt und behindert, oft werden ihre Aktivitäten, wenn sie dem jeweiligen Bischof bekannt werden, auch untersagt. Die Amtskirche hält an der alleinigen Kompetenz der geweihten Priester für die Gemeindeleitung, für Predigt und Gottesdienste fest. Aus diesem Grund werden Gemeinden zusammengelegt, damit die dann entstehenden Großgebilde noch von einem Priester geleitet werden können. Diese aber sind dazu außer Stande, die Seelsorge auf ein Minimum ritueller Angebote reduziert, die Jugend und auch andere Gruppen – erst recht Einzelne – finden keinen Ansprechpartner mehr. Sehenden Auges wird die zahlenmäßige und qualitative Schrumpfung der Gemeinden in Kauf genommen – wegen eines angeblich auf Jesus zurückgehenden und deswegen nicht korrigierbaren Prinzips. In den damit entstehenden religiösen Leerraum können dann alle möglichen ideologischen und auch sektenhaften Gruppen vorstoßen und Anhänger gewinnen.

Wenn die Kirche eine Chance haben und eine dynamische Kraft bleiben will, muss dieses klerikale Prinzip geändert und

„Laien“ – hier auch den Frauen – der Zugang zur Gemeindeleitung, zur Durchführung von Gottesdiensten und zur Verkündigung gegeben werden.

Wahrscheinlich wird dies auch irgendwann passieren (müssen), aber es sieht zur Zeit so aus, dass erst noch weitere „Seelsorge-reformen“ mit neuen Anpassungen an die wenigen noch vorhandenen Priester durchgeführt werden. Erst wenn man bei einem Punkt nahe Null angekommen ist, kann vielleicht ein neuer Aufbau beginnen. Die Blindheit der Amtskirche schadet der Kirche, sie nimmt eine fortschreitende Erosion der Pastoral und lebendiger Gemeinden und somit auch der Mitgliedschaft in der Kirche in Kauf.

3. Hand in Hand mit einer Abschaffung oder weitgehenden Reduktion der Fixierung aller Strukturen und aller Praxis auf den Klerus muss den sogn. Laien Mitverantwortung übertragen werden. Mit anderen Worten: es muss das hierarchische Prinzip zugunsten demokratischer Selbstbestimmung korrigiert, synodale Formen der Meinungs- und Entscheidungsbildung geschaffen werden. Dies ist zwar eine Anpassung an den „Zeitgeist“, wie traditionell Denkende sagen würden. Sind sie doch fälschlich der Meinung, auch diese hierarchische Struktur gehe auf eine Einsetzung durch Jesus Christus zurück. Sie realisieren nicht, wozu eine Blick auf die geschichtliche Entwicklung verhelfen könnte, dass alle diese überlieferten Auffassungen und Strukturen selbst ein Resultat von Anpassungen an den jeweiligen „Zeitgeist“ früherer Epochen waren: das hierarchische Prinzip entspricht dem Feudalsystem des Mittelalters, der päpstliche Absolutismus passte – wenn auch mit einem zeitlichen Nachhinken – in die Zeit des (allgemeinen) Absolutismus. Unter neuen Bedingungen also sind sie korrigierbar. Mehr noch: wenn sie nicht korrigiert werden, führt das Beharren auf archaischen Vorstellungen und Mechanismen zwangsläufig zum Scheitern.

Es bleibt nicht viel Zeit, wenn den Verfallserscheinungen begegnet werden soll. Wie seit 1870 in der katholischen Kirche nicht anders möglich, müssten die Anstöße zu Reformen „von oben“, vom Papst, ausgehen. Papst Franziskus lässt durchaus hof-

fen, dass er – wenn ihm genügend Zeit und Kraft bleibt – einiges verändern will. Aus Andeutungen lässt sich schließen, dass er den kirchlichen Regionen mehr Autonomie einräumen und seine eigene Machtfülle beschneiden will. Was das klerikale Prinzip und die hierarchische Stellung der Bischöfe angeht, scheint das nicht der Fall zu sein.

Aber selbst wenn er Korrekturen in Angriff nimmt oder sogar rechtlich verbindlich verfügen würde, ist zu befürchten, dass diese später wieder zurückgenommen würden. Wie es auch schon mit den Anstößen des Zweiten Vatikanischen Konzils geschah. Der kuriale und hierarchische Apparat hat ein großes Beharrungsvermögen, und es sind weithin dieselben Männer, die auch schon bisher im Amt waren und jetzt Reformen befördern sollen.

Irmgard Rech

Wenn Laien den Pfarrer als Mitbruder zu ihrer Gebetsfeier einladen

Der Pfarrer in einer neuen Rolle

Fast alle Stühle im Kreis sind schon besetzt. Es ist kurz vor neun Uhr. Etwa 30 Frauen und zwei Männer kommen regelmäßig mittwochs zu einem Morgenlob ins Pfarrhaus, das schon lange zum Gemeindehaus geworden ist. Heute sind die Gesichter besonders freudig gespannt. Der Gebetskreis feiert sein zehnjähriges Bestehen. Eine Gemeindereferentin hat ihn gegründet. Inzwischen gibt es keine Gemeindereferentin und keinen Pfarrer mehr im Ort. Eine Gruppe von vier Laien, bestehend aus zwei Lektorinnen und zwei Religionslehrern, übernimmt wechselweise die Gestaltung. Im Mittelpunkt der halbstündigen Morgenlob-Gebetsfeier steht ein Bibeltext, umrahmt von Liedern, Psalmen und Gebe-

ten mit einer thematischen Meditation. Danach gibt es ein gemeinsames Frühstück. Dieses Morgenlob ist inzwischen zum einzig verlässlichen Angebot innerhalb einer ständig variierenden Gottesdienstordnung geworden. Nie hat sich ein Pfarrer je in diesen geschwisterlichen Gebetskreis verirrt oder ihn einmal gewürdigt. Doch zum heutigen zehnjährigen Jubiläum ist, zusammen mit der Gründerin dieser Morgenlobfeier, der neu ernannte Pfarrer der Pfarreiengemeinschaft eingeladen. Er tritt freundlich grüßend wie alle andern durch eine schmale Lücke in den Stuhlkreis und schaut nach einem noch freien Stuhl. So sich einfügend in den Kreis ist er heute nicht in seiner Rolle als Kleriker und Pfarrherr hier, sondern als Bruder unter Schwestern wie die beiden anderen mitbetenden Männer. In der Mitte liegt auf sonnengelbem Tuch das Bild eines tanzenden Franziskanerpaters, der seine Mitschwestern im Tanzen unterweist. Meditiert wird heute über die Freude: *Freu dich innig am Herrn, dann gibt er dir, was dein Herz begehrt.* (Ps 37, 4)

Der Freude Raum in sich geben, Freude als ein Aufsteigen aus der Angst, tanzen können, jubeln über die großen und kleinen Freuden, darin Teilhabe an Gott erfahren, diese Impulse mündeten in das Schlussgebet: „Jesus, unser Bruder, du hast uns ans Herz gelegt, dass wir zur Freude berufen sind. Wir haben in diesem Morgenlobkreis Freude erfahren, die uns alle ein Stück sympathischer macht, dafür danken wir dir.“

Geschwisterlich gelebte Gemeinde

Als dieser Gebetskreis schon einmal den Vorgängerpastor eingeladen hatte, bekamen die Laien zur Antwort: „Ich komme besser nicht. Ich müsste ja dann den Vorsitz übernehmen!“ Darin äußert sich die traditionelle Einstellung eines Klerikers zu den Laien. Als Geweihtem steht ihm immer der Vorsitz zu, die Laien sind ihm unterstellt. Die Laien gefielen sich nicht selten darin, ihren Pfarrer zu hofieren. Das bekam den meisten Klerikern nicht gut und machte sie kaum sympathisch. Der neue Pastor dagegen freute sich über die Einladung. Er saß im Kreis der Betenden, war

aufgenommen von seinen Schwestern und Brüdern und erfuhr so, was geschwisterliche Kirche ist. Er ließ sich nachdenklich machen von einer Frau, die ins Thema einführte, hörte zu, als ein Laie den Bibeltext auslegte, verhaspelte sich mit den andern beim Kanonsingen. Und beim Abschied hat er den Laien gratuliert für zehn Jahre Morgenlob. Wissen wollte er aber nichts Genaueres zur Person dieser vier Laien, die den Gebetskreis am Leben erhalten und nach neuen spirituellen Ausdrucksformen ihres Christseins suchen. Welche guten und schlimmen Erfahrungen haben sie als Frauen und Männer in der Kirche gemacht, wofür haben sie sich eingesetzt, wie sehen sie die Zukunft der Gemeinden, aus welchen Berufen kommen sie, ein Gespräch darüber kam noch nicht zustande. In allen Gemeinden will der neue Pastor wieder eine Werktagmesse einführen. Wir haben ihn nicht darauf angesprochen, ob es nicht längst notwendig geworden ist, sich für neue, von Laien geleitete „Wortgottesfeiern“ einzusetzen, für die es bereits ausgebildete Laien gibt.

Abschied vom priesterlichen Führungsstil

Für die Zukunft der katholischen Kirche ist es unabdingbar, dass ihre Priester sich in eine neue Umgangsweise mit den Laien einüben. Sie müssen die Laien schätzen und respektieren lernen. Nur so ist eine gedeihliche Kooperation möglich, bei der alle voneinander lernen und einander korrigieren. In den Priesterseminaren muss eine Umerziehung beginnen. Papst Franziskus legt dem Klerus immer wieder ans Herz, Diener zu sein und nicht Herren. Das Christentum sei keine Ideologie, sondern ein Weg. Man erlerne ihn, wenn man ihn beschreitet. Die Aufgabe der Kleriker sei es, die Menschen auf diesem Weg zu begleiten und nicht die Einhaltung der Lehre zu überwachen. Klingt das nicht wie eine Befreiung? „Wir Hauptamtlichen müssen lernen nicht mehr für alles verantwortlich zu sein und alles in Gang zu halten“, sagt der Leiter eines Pastoralamtes und plädiert dafür, auf die Taufgnade der Laien zu setzen. Die Gemeindepfarrer brauchen nicht mehr Anführer und Überwacher zu sein, sondern

sensible Begleiter. Dafür aber brauchen sie eine andere Einstellung, eine andere Sprache. Diese bildet sich nur dadurch heraus, dass sie die Nähe zu den Menschen suchen, das Gute in ihnen entdecken und sie darin ermuntern und fördern. Die Laien ihrerseits müssen ihr Christsein selbstbewusster leben, sich in den Gemeinden eigenständig engagieren und sich von einer Konsumentenhaltung befreien.

Die Frau als Mitgestalterin

Eine Veränderung im Denken und Verhalten von Priestern ist besonders dringlich: eine neue Einschätzung der Frauen. Nirgendwo in der Gesellschaft ist das Verhältnis der Männer zu den Frauen so verstellt und verkrampft wie in der katholischen Kirche. Auch hier hat der neue Papst eine Wende vollzogen. Er will die eingeschränkte Rolle der Frau in der Kirche beenden, indem er erklärt: „Die Räume einer weiblichen Präsenz in der Kirche müssen weiter werden. Die Kirche kann nicht sie selbst sein ohne die Frauen.“ Auffällig an dieser Äußerung ist, dass der Papst zunächst von „Räumen weiblicher Präsenz“ spricht, fast von Sonderräumen, und nicht davon, dass alle Räume der Kirche für getaufte Frauen wie Männer offen sein müssen. In diesem ersten Satz ist noch die Anwesenheit des Kanons aus dem Kirchenrecht zu spüren. „Die heilige Weihe empfängt gültig *nur* ein geweihter Mann“ (c. 1024 CIC). Doch der zweite Satz bringt dieses Ausschlussdenken eines männlichen Machtkartells plötzlich ins Wanken: **„Die Kirche kann nicht sie selber sein ohne die Frauen.“** Das kleine Wörtchen nur verliert an Kraft. Enthält dieser Satz nicht die verschlüsselte Botschaft: Eine rein männlich bestimmte und geführte Kirche ist noch nicht sie selber? Nicht weil die klerikale Struktur der Kirche aus Mangel an Priestern nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, braucht die Kirche die Frauen, sondern weil sie in dieser priesterzentrierten Form sich selber nicht finden kann.

Friedhelm Hengsbach SJ, Nell-Breuning Institut

Unsere Zeit in wessen Händen?

Rebellion gegen den Zugriff lebensfeindlicher Regime (Schlussteil)

Biblische Besinnung

Das Buch Kohelet der hebräischen Bibel enthält ein Gedicht über die Zeit, das den vorherrschenden Fatalismus und die Weltverdrossenheit der übrigen Abschnitte des Buches sprengt. Während sonst fortwährend festgestellt wird, wie sehr alles Streben und Arbeiten, Wissen und Gelten bloßer „Windhauch“ ist, sucht man in diesem Gedicht vergeblich nach der notorischen Klage des Autors, dass alles Windhauch sei.

Das Gedicht ist überschrieben: „Für alles gibt es eine Stunde, eine Zeit gibt es für alles Geschehen unter dem Himmel“. Es folgen insgesamt sieben Strophen, [...] Sie münden in einen Schlussakkord: eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zum Hassen, eine Zeit des Krieges und des Friedens.

Dem Gedicht ist ein Kommentar angefügt, der ein Bekenntnis und zwei Erkenntnisse enthält. Gott hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, in jene Zeiten, die den Menschen als gegensätzlich und undurchsichtig erscheinen, hat Gott seine Ewigkeit hineingelegt. Folglich ist auch das Handeln der Menschen schön und angemessen, insofern es am schöpferischen Wirken und an Gottes Ewigkeit Anteil hat. Es gewinnt eine Dauer, die jenseits einer geschichtlichen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verankert ist. Denn Gottes Wirken ist jeder menschlichen Zeit präsent. Es beschränkt sich schon gar nicht auf eine imaginäre Frühzeit. Aus diesem Bekenntnis zur Schönheit menschlichen Handelns, das in Gott gründet, gewinnt der Autor eine tiefe Erkenntnis über das Glück: Es ist ein Geschenk Gottes, nicht das Resultat menschlicher Kraftanstrengung. Es wurzelt im Verkosten von Freude und nicht im Anhäufen von Be-

sitz. Glückliche sind diejenigen, die sich bei der Arbeit freuen, die essen und trinken und sowohl Gutes tun als auch sich Gutes tun. Eine zweite Erkenntnis bezieht sich auf das unbegreifliche Ineinander des Wirkens Gottes für die Ewigkeit und des menschlichen Handelns in der Zeit. Das Handeln der Menschen ist geädelt, weil es auf Dauer gestellt ist. Die Menschen jagen weder der Vergangenheit noch der Zukunft nach, sondern lassen sich auf das ein, was hier und jetzt unter der Sonne auf sie zukommt. Und sie beugen sich vor diesem Gott, der in seiner Ewigkeit alles Geschehen unter der Sonne von Anfang bis zum Ende umschließt.

[Ein weiterer für das Zeitthema bedeutsamer Text ist der biblische Schöpfungsbericht. Er kulminiert, entgegen der landläufigen Meinung, nicht in der Erschaffung des Menschen, sondern des Sabbats.] Das Sabbatgebot ist das religiös verankerte zeitliche Siegel jenes Bundes, den Gott mit dem Volk Israel geschlossen hat. „Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig. Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht“. Neben der Berufung auf den siebten Schöpfungstag wird der Sabbat als Geschenk Gottes für das aus Ägypten befreite Volk gefeiert, als Symbol der Freiheit eines jeden, der weder Sklave eines anderen noch sonst wie fremdbestimmt ist. Die religiöse Dimension des Sabbats legt sich in eine soziale und mit dem Sabbatjahr in eine ökologische Dimension aus. Der Sabbat durchbricht die Strukturen einer Klassengesellschaft, in der Arbeit und Nichtarbeit zum Kennzeichen dafür werden, wer über die Zeit anderer verfügen und sich diese aneignen darf. Arbeit und Ruhe gelten für alle. So wird der Sabbat zur Anzeige einer gesellschaftlich verbindlichen Zeitkultur, die sich zudem an den Bewegungen der Himmelskörper orientiert. Bereits der römische Philosoph Seneca hat sich über die Sabbatruhe der Juden gewundert, dass sie auf ein Siebtel des möglichen Profits verzichteten; denn der Sabbat sei alles andere als ökonomisch effizient.

Sozialethische Reflexion

[Hier wird auf Gerechtigkeit und Solidarität abgehoben, jeweils als „Steuerungsform“ verstanden, die das Handeln von In-

dividuen und Gruppen aufeinander abstimmt.]

Rückeroberung eigener Zeit

Ohne eine Rebellion gegen das Regime der Beschleunigung, das die Finanzmärkte der Gesellschaft auferlegen, gewinnen Individuen und Gruppen jene Souveränität nicht zurück, die sie ermächtigt, ihre Handlungsfolgen relativ autonom aufeinander abzustimmen. Diese Rebellion wird drei unterschiedliche Formen annehmen: die Rückeroberung politischer Deutungshoheit und Gegenmacht, die zivilgesellschaftliche Selbstorganisation und die persönliche Weigerung.

Rückeroberung politischer Deutungshoheit

Der Konflikt zwischen privater Kapitalmacht und der demokratisch legitimierten Macht der Parlamente, Regierungen und Gerichte ist wohl nicht zu bewältigen, wenn nicht alle Finanzinstitute, Finanzgeschäfte und Finanzplätze einer starken öffentlichen Aufsicht und Kontrolle unterworfen werden. So hatte es 2009 die erste Gipfelkonferenz der G 20 in London beschlossen. Um eine globale Finanzarchitektur zu rekonstruieren, sollte die Eigenkapitalquote der Finanzinstitute deutlich erhöht und auf die gesamte Bilanzsumme bezogen werden, damit den Instituten eine Kredit- und Verschuldungsgrenze gezogen wird. Sparkassen, Genossenschaftsbanken und Privatbanken, die sich dem Kredit- und Einlagengeschäft widmen, sollten öffentliche Bürgschaften erhalten, während Investmentgesellschaften für die Risiken ihrer Geschäfte selbst haften. Die rasante Geschwindigkeit der automatisierten Handelssysteme sollte durch die Börsenaufsicht ausgebremst werden. Demselben Zweck dient die Transaktionsteuer, die für alle Finanzgeschäfte erhoben wird. Innovative Finanzdienste sind, bevor sie zugelassen werden, einer Prüfung zu unterziehen.

Was ist seit der Gipfelkonferenz in London geschehen? - Die Eigenkapitalquote der Finanzinstitute ist erhöht worden. Offen blieb bisher, ob sie nach Risiken gewichtet oder auf die gesamte Bilanzsumme bezogen wird, so dass eine Kredit- und Verschuldungs-

grenze eingezogen wäre. In den USA ist eine Gesetzesvorlage zum Trennbankensystem erstellt worden, welche die Investmentbanken von den Banken des Privatkundengeschäfts trennt. Die Börsenaufsicht ist dabei, die riskante Beschleunigung des Hochfrequenzhandels auszubremsen. Die Zentralbanken haben die spekulativen Attacken gegen die peripheren Länder des Euroraums abgewehrt. Die EZB übernimmt die Aufsicht und Kontrolle über die großen und stark vernetzten Banken des Euroraums. Diese schaffen einen Fonds zur Sicherung der Einlagen, damit nicht die Allgemeinheit für deren Geschäftsrisiken haftet. Ungedeckte Leerverkäufe sind untersagt. Das Krisenmanagement in der Eurozone ist auf die EZB übertragen worden. Die peripheren Länder der Eurozone werden nicht nur zum Sparen genötigt, sondern auch durch Wachstumsimpulse gefördert.

Welche Absichtserklärungen der G 20 sind noch nicht eingelöst? - Hedgefonds, Schattenbanken, Off shore- und Derivatehandel entziehen sich weiter jeder öffentlichen Aufsicht und Kontrolle, die Bilanzierungsregeln sind nicht risikobewusst, innovative Finanzdienste werden nicht, bevor sie zugelassen sind, geprüft, globale und regionale Ungleichgewichte der Zahlungsbilanzen werden beklagt, jedoch nicht abgebaut, über zinslose Kredite der Zentralbank, die dazu verwendet werden, um öffentliche Güter zu finanzieren, wird ebenso wenig wie über Zukunftsoptionen eines multipolaren Währungssystems diskutiert.

Um die globale und nicht nur die europäische Realwirtschaft aus ihrem Tief zu heben, in das sie infolge der Finanzkrise gestürzt ist, bleibt die Erwerbsarbeit die Schlüsselgröße, die Arbeitssuchende wirtschaftlich integriert und am gesellschaftlichen Leben beteiligt. Dies wird weder durch ein bedingungsloses Grundeinkommen noch durch die Rhetorik einer Bildungsrepublik erreicht. Denn die Mehrheit der Bevölkerung lebt weiter unter ihren Verhältnissen. Sowohl materielle als auch vor allem vitale Bedürfnisse bleiben weiterhin unerfüllt und öffentliche Aufgaben unerledigt.

[Auch in den entwickelten Industrieländern gibt es noch einen großen Bedarf an Erwerbsarbeit – für den ökologischen Um-

bau der Verkehrssysteme, der Energieversorgung, der Ernährungsweise, für den Ausbau personennaher Dienste... Solche gesellschaftlichen Zwecke lassen sich nicht ohne jene ‚Institutionen‘ verwirklichen, die geschichtlich der menschlichen Arbeit den Charakter einer bloßen Ware genommen haben: das individuelle Arbeitsrecht, flächendeckende Tarifverträge. Die Korrektur der kapitalistischen Verteilungsregel zugunsten einer fairen Beteiligung aller an der unternehmerischen Wertschöpfung, Einbeziehung aller in die Solidargemeinschaft sowie aller Einkommen in die Beitragspflicht, betriebliche und unternehmerische Mitbestimmung sind weitere Maßnahmen zur Befreiung unserer Wirtschaft von ihrer vor-demokratischen, feudalen Erblast... Die monetäre Schieflage der Eurozone lässt sich durch eine koordinierte Beschäftigungs-, Wachstums-, Verteilungs- und Finanzpolitik neutralisieren.]

Selbstorganisation der Zivilgesellschaft

Über die bestehende Erwerbsarbeitsgesellschaft hinaus sind drei zivile Bewegungen einer Zeitrebelleion erkennbar, welche sich für eine Geschlechtergerechtigkeit, für die Nachhaltigkeit und für eine „Halbtagsgesellschaft“ engagieren.

Die aktuellen Lebensentwürfe von Paarkhaushalten lassen sich derzeit so charakterisieren: 15% streben vor allem eine Berufskarriere weithin ohne Kinder an, 70% beabsichtigen, eine Balance zwischen Beruf, Partnerschaft und Kinderwunsch zu realisieren, während 15% dem traditionellen Rollenbild des Ein-Ernährerhaushalts und der Hausfrauen-Ehe mit mehreren Kindern folgen und dabei ein erhebliches Armutrisiko in Kauf nehmen. Das Interesse des Staates und der Unternehmen gilt der zweiten Gruppe. Sie schließen ein Bündnis mit den Frauen, deren Doppelbelastung sie abfedern, während sie die Männer gegen deren doppelte Verpflichtung, Beruf und Kinderbetreuung zu kombinieren, abschirmen. Dies hat zur Folge, dass den Frauen weiterhin untragbare Lasten zugemutet werden: Sie sollen Kinder einfühlsam betreuen, Schulen vor verhaltensgestörten und lernschwachen Kindern bewahren, Nachhilfelehrerinnen spielen und für die emotionale Reifung der Kinder verant-

wortlich sein. Sie sollen das demographische Risiko abwenden und zukünftige Erwerbspersonen bereitstellen, damit die solidarischen umlagefinanzierten Sicherungssysteme finanziert werden, zweifach Eltern und Schwiegereltern im Alter pflegen, im Kindergarten und in der Schule Wände bemalen und in der Cafeteria Brötchen belegen sowie als „grüne Damen“ in Krankenhäusern Patienten besuchen. Sonst noch etwas?

Eine geschlechtergerechte Gesellschaft würde so aussehen: Die Präferenzen der Männer verändern sich parallel, aber gegenläufig zu denen der Frauen; Männlichkeit und Weiblichkeit sind nämlich gesellschaftliche Konstrukte und keine „Wesensmerkmale“. Folglich willigen Männer darin ein, eine „hegemoniale Männlichkeit“ abzulegen, die sie in die Kategorie von Erzeugern, Ernährern und Beschützern einordnet. Deren Innenseite ist jedoch äußerst fragil, indem alles, was kooperativ, gewaltfrei und einfühlsam ist, aus ihr entfernt wurde. Der Auftrag einer zivilen Selbstorganisation wird sein, die fragile Männlichkeit ‚weichzuspülen‘, die Rolle der Vater-Kind-Beziehung zu lernen, mehr Familienarbeit zu übernehmen, sich für den Erhalt der natürlichen Umwelt zu sensibilisieren, Gewaltpotentiale abzubauen, ein Leben jenseits der Erwerbsarbeit zu entdecken und sich als Teilzeitarbeiter, Vater und Erzieher zu erleben. „Männer im Aufbruch“ engagieren sich dafür, die Erwerbsarbeitszeit kollektiv zu verkürzen, für ein Recht auf Teilzeit bei vollem Lohnausgleich einzutreten, den Mutterschaftsurlaub in einen Elternurlaub zu verwandeln, die Berufsbiographie durch eine Familienphase zu unterbrechen, ohne den Anspruch auf einen vergleichbaren Arbeitsplatz zu verlieren sowie Männern und Frauen den Dreiklang aus Berufskarriere, Partnerschaft und Elternschaft gelingen zu lassen.

Der Grundsatz der Nachhaltigkeit scheint die weltpolitische Agenda des 21. Jahrhunderts zu bestimmen. Der Umweltberater der britischen Regierung, Tim Jackson, hält den Dreiklang, den die politische Klasse der Industrieländer anstrebt, nämlich den Lebensstandard der entwickelten Länder zu halten, das Aufholen der weniger entwickelten Länder zu beschleunigen und die Klimaziele zu erfüllen, für illusorisch, wenn nicht das Bruttosozialprodukt der

entwickelten Länder schrumpft. [Sowohl eine mikro- wie eine makro-kommerzielle Sichtweise lassen am Sinn eines unerbittlich wachsenden Bruttosozialprodukts Zweifel aufkommen. Es ist als Wohlstandsindikator nicht mehr aussagefähig.] Eine authentische Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung sollte sowohl den Ressourcenverbrauch als auch die Umweltbelastung real erfassen. Noch besser wäre eine Zeitrechnung, welche neben der monetären und ökologischen Rechnung das jährliche Zeitbudget der gesamte Bevölkerung erfasst und die folgenden Fragen beantwortet: Wer nimmt wie viel Zeit von wem und wozu in Anspruch? Und umgekehrt: Wer stellt wie viel seiner Zeit wem und wozu zur Verfügung?

Die „solidarische Halbtagsgesellschaft“ gibt eine Antwort darauf, ob und welche Alternativen eines gelingenden Lebens für alle erreichbar sind. Die aktuelle Zahl der tatsächlich Arbeitssuchenden übersteigt erheblich das Volumen der registrierten Arbeitslosigkeit. Ebenso liegt das Volumen der unbezahlten Mehrarbeit in den Betrieben weit höher als die tarifvertraglich vereinbarte Arbeitszeit. Zudem verbringen Männer um die Hälfte mehr Zeit in der Erwerbsarbeit als Frauen, während umgekehrt Frauen um die Hälfte mehr Zeit auf die private Arbeit verwenden als Männer; der Kinderbetreuung widmen sie doppelt so viel Zeit, wie Männer dies tun. In einer Halbtagsgesellschaft mit einer durchschnittlichen 30-Stunden-Woche würden die drei gesellschaftlich notwendigen und nützlichen Arbeitsformen: Erwerbsarbeit, private Arbeit und ziviles Engagement mit drei Einkommensarten: Arbeits-, Kapital- und Transfer-einkommen auf die beiden Geschlechter fair verteilt. Unter solchen Bedingungen könnten das individuelle Erwerbsarbeitsvolumen um 13% gekürzt und die Fahrt zum Arbeitsplatz um 25% verringert werden. Dagegen könnte die Zeit, die zur Betreuung von Kindern verwandt wird, um 45% erhöht, die Zeit für die Altenpflege und das Zivilgesellschaftliche Engagement um 60% erweitert werden. Männer könnten sich um mehr als doppelt so viele Stunden an der Kinderbetreuung beteiligen, Frauen um 10%. Für die Altenpflege und das zivile Engagement hätten Männer 10%, Frauen 90% mehr Zeit zur Verfügung.

Persönliche Weigerung

Gibt es ein richtiges Leben im falschen? - Wenn individuelle Subjekte von gesellschaftlich abgestimmten Handlungsfolgen niedergedrückt und wie von einem reißen den Strom überflutet werden, ist es für die einzelnen fast unmöglich, autonom zu handeln und sich nicht verbiegen zu lassen. Dennoch bleibt es erstaunlich, wie vielen Personen es gelingt, sich dem Regime der Beschleunigung zu verweigern.

Persönliches Zeitmanagement mag eine erste Empfehlung sein. Es kann darin bestehen, dass ich die Erwerbsarbeit, die private Hausarbeit und die Entspannungsphasen voneinander trenne und sie nicht ineinander fließen lasse. Anstatt den privaten lebensweltlichen Alltag spontan ablaufen zu lassen, kann ich ihn strukturieren und eine Rangliste des Notwendigen, des Wünschenswerten und des Angenehmen erstellen. Ruhepausen und Pufferzonen können verhindern, dass ich von einer Tätigkeit in eine andere hineinstolpere. Komplexe Arbeiten sollten in Einzelschritte zerlegt und isoliert erledigt werden.

Entschleunigt leben mag ein zweiter Rat sein. Dazu könnte beitragen, wenn ich meine Mobilitätsgewohnheiten ändere, das Radl oder die Bahn dem Privatauto oder dem Flugzeug vorziehe. Soll ich tiefgefrorene Erdbeeren aus China einkaufen, während sich am Oberrhein die Zweige der Bäume mit reifen Äpfeln, Birnen und Zwetschgen biegen? Oder in einem Hamburger Café Mineralwasser aus Südtirol trinken? Ich bewundere Haushalte, die eine familiäre Klimabilanz aufstellen. Für jeden CO₂-Ausstoß, der über den jährlichen Ausstoß von CO₂ hinausgeht, der den einzelnen Europäern als ökologischer Fußabdruck zugestanden wird, zahlen sie eine Kompensation. Der ermittelte Geldbetrag wird an eine Stiftung überwiesen, die in Angola Trinkwasseranlagen installiert. Familien, die an besonderen Tagen oder zu besonderen Zeiten gemeinsam essen, den Tisch festlich decken, Kerzen entzünden und Blumen aufstellen, tragen dazu bei, entschleunigt zu leben. Mir gelingt so etwas, wenn ich esse oder trinke, ohne gleichzeitig Radio zu hören, zu telefonieren, fernzusehen oder Zeitung zu lesen. Und wenn ich auf die Signale meines Körpers achte, auf den Herzschlag, den Atem,

die Nerven, den Magen, das Rückgrat und vor allem genügend Schlaf. Nischen, die ich in meinem persönlichen Leben entdeckt habe, sind beispielsweise der frühe Morgen, wenn ich auf der Terrasse für ein paar Minuten die Sternbilder, die Planeten und den Mond anschau, oder der Sonntagmorgen, wenn ich Musik höre, einen persönlichen Brief schreibe und an diesem Tag möglichst alles von mir fernhalte, was mich während der Woche bewegt. Wenn ich mittags durch ein Wiesenfeld spaziere, entdecke ich im Wechsel der Jahreszeiten seltene Vögel und mir unbekannte Blumen. Nach öffentlichen Veranstaltungen und turbulenten Zeiten versuche ich, den Eindrücken und Erlebnissen „nachzuspüren“. Der Jahresurlaub im Tannheimer Tal oder gelegentliche Radtouren nach Toulouse sind Phasen kreativen Durchatmens, auf die ich nicht verzichten möchte.

Muße und Meditation mögen ein dritter Vorschlag sein, um den „Schlag der eigenen Trommel“ zu hören. Einfach nichts tun, den Körper ruhen lassen, schweigen und warten, bis der innere Kern unseres Selbst leer wird. Ein Ausflug in die Stille der Meditation unterbricht die Erregungsketten, die von außen auf mich einströmen, ich spüre dem Atem nach, schwinde ein in die Rhythmen des Körpers und in die Tiefenschicht der Seele. Neben dem Stillsitzen gibt es schöne motorische Weisen des Meditierens: das Wandern im Gebirge, das Schmecken der Wälder, das Radeln entlang der Flussläufe bis zur Quelle, Tanzen und Musizieren, Singen und Malen. Um ihrer selbst und ihrer Schönheit willen schätze ich die Meditation. Ich spüre den Geschmack des Lebens und der Liebe, stimme ein in die Freude und das Lachen darüber, dass ich da bin und lebe.

Nicht jederzeit erreichbar sein, mag sogar ein Gebot des digitalen Zeitalters sein. Ein Leben im Online ist nicht zum Nulltarif zu haben; dies ist inzwischen deutlich geworden. Je mehr Informationen auf mich einströmen, umso knapper wird die Zeit, sie zu verarbeiten, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden und mir ein abwägendes Urteil zu bilden. Wie gewinne ich einen persönlichen Schutzraum gegen das Trommelfeuer der Dauerkommunikation? Indem ich die Begegnung mit dem unmittelbaren Gesprächspartner nicht digital unterbrechen lasse. Indem ich das Nicht-erreichbar-

Sein als glückliche Zeit einschätze. Das absichtliche „Off“ ist heilsam, damit Leib und Seele ruhig werden wie ein Kind in den Armen der Mutter oder des Vaters. Es ist auch ein Zweck an sich, Ausdruck der Selbstkontrolle und Autonomie in stiller Rebellion gegen das bedrängende Regime der Beschleunigung.

In wessen Händen ruht unsere Zeit? - Sozialwissenschaftler weigern sich zu Recht, sich mit der Frage der Physiker zu begnügen, wie die Zeit zu messen sei. Sie suchen nach einer Deutung, die ihrer Disziplin entspricht. Zugleich sprechen sie jener „Abstimmung von Handlungsfolgen“, die verständigungsorientiert und nicht durch einseitige Machtverhältnisse überlagert ist, einen höheren Rang zu. Denn nichts verletzt die Selbstachtung der Individuen mehr, als wenn sie sich fremder Gewalt bedingungslos unterwerfen müssen. Füreinander verantwortlich zu sein im Einklang mit den inneren Rhythmen und den Rhythmen der natürlichen Umwelt, richtet sie indessen auf. Die religiöse Dimension verankert diese Verantwortung in einem unbedingten Respekt voreinander.

(Ende)

Hermann Häring

Blattgold statt Sandalen

Der Streit um Tebartz-van Elst artet zum Glaubenskrieg um die Vorgängerbischöfe aus

Nicht nur im Bistum Limburg, auch in Rom ist die Diskussion um Tebartz-van Elst neu aufgebrochen. In und um Limburg entfalten schlichtere Gemüter einen *Shitstorm* mit dessen unappetitlichem Vokabular; die Angegriffenen versuchen, dies nicht ernst zu nehmen. Reaktionäre mit intellektuellem Anspruch organisierten dagegen ein aufwendiges Manifest (*una.sancta.catholica*

- Laien für Bischof und Kirche von Limburg), das im Aufruf kulminiert: „Wir bleiben sehr gerne römisch-katholisch mit Bischof F.P. Tebartz-van Elst! Wir wollen unseren Bischof zurück!“ Dieses Manifest vergleicht den gescheiterten Bischof mit dem ägyptischen Glaubenskämpfer Athanasius (4. Jh.), der im Glaubenskampf um den Christusglauben mit harten Bandagen kämpfte, schon mal die Getreideversorgung nach Alexandria stoppte und zeitweise in Trier ein komfortables Exil genoss. Es träumt ferner vom politischen Romantiker Görres (gest. 1848), der das Wohl der Kirche in der Stärkung der Bischöfe entdeckt. Unterschwellig werden so die schwierigen Zeiten der Limburger Bistumsgründung und die Bischofsverehrung einer romantischen Vergangenheit beschworen.

Deutsche Koalition in Rom

Zugleich bildete sich in Rom eine respektable Gruppe deutscher Amtsträger, deren große Zeit teils im Abklingen, teils vielleicht im Kommen ist (jedenfalls erhoffen sie es). Allen voran ist der Kardinal und verbissene Glaubenshüter G. L. Müller, der in kirchlichen Autoritäten alles Heil sieht. An zweiter Stelle steht der Doppelfunktionär und Ratzingervertraute Georg Gänswein. Müller entdeckt in allen Schwierigkeiten mit Tebartz-van Elst nur eine Hetze progressistischer Bischofsgegner; „Schmarotzer“ hat er sie einmal genannt. Georg Gänswein, der unerschütterliche Vasall Benedikts XVI. und diesem „im Leben und[!] im Tode“ in Treue verbunden, kündigte in der Zeitschrift CICERO kampfeslustig und nicht ohne Bitterkeit an, die Jubler aus Deutschland würden sich noch wundern. Bischof Fürst aus Rottenburg hat sich ihm angeschlossen.

Neuerdings gesellt sich der hochbetagte Kardinal Walter Brandmüller hinzu, dessen missionarisches Ziel es laut Wappenspruch immer noch ist „Feuer auf die Erde zu werfen“. Natürlich will er auch, dass es brenne. Nach ihm beginnt das Elend in Limburg nicht mit dem Widerstand gegen Tebartz-van Elst, sondern – viel früher noch – mit der Amtsführung seines Vor-Vorgängers Wilhelm Kempf, der die Diözese 23 Jahre lang leitete und 1981 das Steuer an Franz Kamphaus übergab. Schon Kempf habe nach dem Konzil eine fragwürdige Son-

derentwicklung eingeleitet. In der Tat zog Kempf aus dem neuen Kirchenbild des 2. Vatikanischen Konzils sachgemäße Konsequenzen, vor dem Rom und andere Bischöfe zurückschreckten. Die Gläubigen erhielten mehr Mitsprache- und Beschlussrechte, als in anderen Bistümern lieb war. 1973 wurde die massive Kritik des Nuntius Bafille bekannt, der in einem Brief an Rom auch gleich die vermeintlichen Krankheitssymptome meldete, die einen Rücktritt beschleunigen könnten. Brandmüller und seine Anhänger haben das nicht vergessen. Mit Bischof Kamphaus (noch heute im Limburger Bistum hoch verehrt, weil er zukunftsweisende Arbeit leistete) hat sich immer noch aus römischer Perspektive – die Situation eher verschlimmert. Sein späterer Sonderweg in Sachen Schwangerschaftskonfliktberatung (1999) ist dem kollektiven Gedächtnis bis heute eingeprägt. Rom hat mit seiner teilweisen Entmachtung reagiert, ohne auf Gegenstimmen und Gegenargumente zu hören.

Neue Dimension

Was hat das alles mit Tebartz-van Elst zu tun, der 2008 sein Amt angetreten hat? Die Vorwürfe gegen ihn sind bekannt; sie liegen auf drei Ebenen:

- (1) Die Spitze des Eisbergs bilden die Vorgänge um die überteuerte Bischofsresidenz, die von einem hohen Maß an Eitelkeit zeugen und – schlimmer noch – deren ausufernde Kosten den zuständigen Diözesangremien und der Öffentlichkeit verheimlicht wurden.
- (2) Hinzu kommt die Tatsache, dass der Bischof meinte, um höherer Ziele willen könne man die Presse mit falschen Aussagen schnell irreführen. Inzwischen hat er – hoffentlich aus privater Tasche – wegen des begründeten, gerichtlich festgestellten Meineidverdachts 20.000 Euro bezahlt.
- (3) Die allgemeine Bitterkeit der Affäre ergab sich aus den tiefen Enttäuschungen, persönlichen Vertrauenskatastrophen und dem verbreiteten Unrechtsbewusstsein, das überall im Bistum aufbrach; auf breitester Basis hat das Verhalten dieses Mannes dessen Unfähigkeit gezeigt, auf Menschen zu hören, gerechtfertigte Bedürfnisse von Ge-

meinden ernst zu nehmen oder gutgemeinte Kritik zu respektieren. Die allgemeine Vertrauensbasis gilt als irreparabel.

Schon Müller und Gänswein versuchten, diese Tatsachen zu relativieren. Seit Monaten lauten ihre Schlagworte: Hetze, Kampagne, kirchenfeindliches Gerede. Inzwischen werden ihre Verlautbarungen massiver, offensichtlich als Folge einer konzentrierten Aktion. Die deutschsprachigen Bischöfe sind da viel vorsichtiger; sie wollen die Ergebnisse der bischöflichen Untersuchungskommission abwarten. Aber diese Geduld bringen die römischen Freunde nicht auf. Sie versuchen, die Ergebnisse des Untersuchungsrapports zu unterlaufen, indem sie sich als wissende Insider präsentieren. Jetzt schon streuen sie Informationen in die Öffentlichkeit, als könnten sie in die Zukunft schauen: Tebartz-van Elst sei voll gerechtfertigt und die Vorwürfe entbehren jeder Grundlage. Nach wie vor praktizieren sie die alten Methoden, die keine Transparenz zulassen, jede ehrliche Diskussion unterlaufen und die Gläubigen spüren lassen, dass die Entscheidungen oben, nicht unten fallen. Seit vergangenen Oktober läuft die Kampagne gezielt und unverhohlen. Subjektiv gesehen fühlen sich die Herren im Recht, weil sie noch immer meinen, sie hätten über den wahren Glauben zu entscheiden. Kritik verstehen sie als unkirchliche Subordination, und die Bischöfe gelten – von Amts wegen und kraft ihres Beistands durch den Heiligen Geist – als die Lenker kirchlicher Geschicke.

Nun hat Walter Brandmüller, dem Frankfurter Manifest vergleichbar, der Diskussion eine neue Dimension hinzugefügt und dadurch die traditionell römische Mentalität entlarvt. Plötzlich stehen der wahre Glaube und die bischöfliche Autorität als solche im Spiel; der Bischof wird zum Symbol des Katholischen schlechthin. Das Elend, so Brandmüller, begann schon in den 1960er Jahren mit Bischof Kempf. Den Laiengremien wurden zu viel Rechte eingeräumt, die Ökumene drängte voran, die säkulare Stadt Frankfurt verlockte zu neuen pastoralen Wegen. Unter Bischof Kamphaus verschärfte sich die Situation dramatisch. Im römischen Denkschema ausgedrückt: Das ganze Bistum driftete nach links ab, missachtete – selten offen, konstant aber im Verborgenen – die römische

Autorität. Soll dieser Vorwurf nur die Bitterkeit der Römer und das Verhalten des neuen Bischofs rechtfertigen? Nein, heißt es jetzt, aber die dem neuen Bischof aufgetragene Mission darf nicht gefährdet werden. Er hat für kirchliche Ordnung zu sorgen, die Seelsorge auf den guten Weg zu bringen, vor allem der Liturgie wieder den alten inneren Glanz zu verleihen. Dafür sind 32 Millionen wahrlich nicht zu viel.

In Wirklichkeit geht es um einen überforderten Kirchenfürsten, der für die Menschen und deren Nöte blind war, seine eigenen Leute (Männer und Frauen) im Grunde nicht ernst nahm, unbelehrbar seinen bizarren Weg ging, zur Not die Presse belog und bis heute keinen Fehler eingestehen konnte. Stattdessen sehen einige römische Amtsträger und einige deutsche Bischöfe einen Glaubenskampf, der jetzt zu entscheiden ist. Dieser Bischof wurde als Glaubensretter auf den Schild gehoben. Er hatte für die neue Orthodoxie zu sorgen, und seine Mission darf auch jetzt nicht gestört werden.

Wird der Bischof instrumentalisiert?

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum Tebartz-van Elst so unbeirrt an seinem Amt festhält. Warum folgt er nicht dem weisen Rat des honduranischen Kardinal Maradiaga, dem ein großer Einfluss bei Papst Franziskus zugesprochen wird? Warum gibt er seine Missgriffe und Verfehlungen nicht einfach zu? Warum sucht er nicht eine andere Aufgabe, vielleicht als Sekretär von Kardinal Müller, als Untersekretär von Erzbischof Gänswein oder in der Liturgiekongregation, vielleicht als Präsident eines der vielen päpstlichen Werke, in denen pastorales Handeln eine geringere Rolle spielt? Die Antwort lautet: weil er von mächtigen Kirchenmännern nach Kräften unterstützt und auf sein missionarisches Projekt fixiert wird.

Für deren Durchhalteparolen hält er sich offen und für „sein“ Bistum weiß er sich nach wie vor verantwortlich. Er verhält sich, als träumte er jetzt schon von den heroischen Erzählungen, die fromme Nachfahren um ihn weben werden: In einer dunklen Periode, da ein abtrünniges und verweltlichtes Bistum den säkularen Un-

heilmächten verfiel und dabei war, einen aufrechten Bischof zu besiegen, in dieser Periode beugte er sich voll Demut und Geduld dem Urteil eines fehlinformierten Papstes und betete in einem bayrischen Kloster inständig für dessen Erleuchtung. Wie der große Glaubensstreiter Athanasius verjagte man ihn aus seinem Bistum. So musste er den Ort seines gottgewollten Wirkens bisweilen im Geheimen aufsuchen. Im Verborgenen gab er einigen Getreuen seine Anweisungen, versteckte sich notfalls in einer Wohnung, die er tief in den Fels des Domberges sprengen ließ. In seiner Privatkapelle feierte er bisweilen Gottesdienst, um Gottes Segen erneut auf den Ort seines Wirkens herabzurufen. Man kann sich die Bilder des im Dunkeln ankommenden und im Dunkeln wieder davoneilenden Glaubensboten vorstellen. Die abgedunkelten Scheiben seiner Limousine und auswechselbaren Nummernschilder tun jetzt ihren Dienst. So oder ähnlich sieht sich der Verfemte bestärkt, wer weiß.

Lassen wir aber die Ironie. Sie übertüncht nur die Unsicherheit vieler, die unter der Situation leiden. Wer nämlich weiß im Augenblick Genaueres? Intransparenz und Geheimhaltung, bewusste Irreführung und hochtrabende Interviews schießen noch mehr ins Kraut als zuvor. Die Verteidiger des Bischofs werden nervös. Denn jetzt ist der Moment gekommen, an dem alles auf eine Karte zu setzen ist. Wie nämlich wird sich bei diesem zerrissenen Umfeld der Papst entscheiden? In der Tat, das ist eine schwierige Frage, an der sich der intern tobende Glaubenskrieg genauso abarbeiten muss wie die Sachfrage selbst. Nach allem, was der Papst verlauten lässt, und nach allem, was er an spirituellen Impulsen der Weltkirche übermittelt, ist die Rehabilitation dieses stolzen, ins Ästhetische verliebten, vielleicht – um ein Papstwort aufzugreifen – narzisstisch orientierten Bischofs undenkbar. Mehr noch, angesichts aller Zuwendung des Papstes zu den Armen und angesichts seiner Reichtumskritik gebührt nicht nur dem gegenwärtigen Bischof eine definitive Rückzugsordnung, sondern auch seinem Vorgänger eine nachträgliche Wiedergutmachung. Die Diözese war auf besserem und heilsamerem Wege, als man ihr je zugestanden hatte. So läuft auch das Plädoyer eines Kardinal Brandmüller ins Leere. Hat Kamphaus nicht die Gedanken und

Verhaltensanweisungen des gegenwärtigen Papstes schon vorweggenommen? Hat nicht auch er sein Palais aufgegeben und einen Hirtenstab aus Holz dem goldenen Gepränge vorgezogen? Ist er nicht das Risiko einer zerbeulten Kirche eingegangen?

Aber so klar und einfach scheint die römische Situation nicht zu sein. Im ehemaligen Nonnenkloster *Mater Ecclesiae*, mitten im Vatikan, residiert der emeritierte Benedikt XVI., der sich wohl nicht nur dem Gebet und der Meditation widmet. Angesichts des Limburgischen Konflikts ist das eine unguete Situation und Georg Gänswein, der täglich pendelnde Doppelgänger zwischen zwei Päpsten, scheint dies auszunützen. Einen Gegenpol bildet der genannte Kardinal Maradiaga, und man hofft gerne, dass er den Papst überzeugen kann.

Doch das ist noch nicht sicher. Der Papst hat zwar ein weites Herz, ist aber zugleich geprägt von einer hochkonservativen Theologie. Denker wie Joseph Ratzinger und Henri de Lubac spielen eine prominente Rolle. Wer einmal Bischof ist, bleibt für immer Bischof, so die traditionelle Maxime, denn an dessen Ernennung und Konsekration ist der Heilige Geist unmittelbar beteiligt. Abweichende Meinungen werden gemeinhin als „Funktionalismus“ diskreditiert.

Man kann auch von zwei Herzen in der päpstlichen Brust sprechen und darf gespannt sein, wie sich der Papst letztlich entscheidet. Sollte aber Tebartz-van Elst im Triumph auf seinen Bischofsberg zurückkehren, dann muss Rom wissen, was die Konsequenzen sind. Bei allem Lob der Armut, das inzwischen auch in Rom angekommen ist, würde in Limburg erneut eine andere Losung siegen, die Thomas Assheuer am 24. Oktober 2013 in der ZEIT so formulierte: „Lieber Blattgold als Sandalen“. Dies hätte für das Bistum allerdings katastrophale Folgen.

Prof. Dr. Hermann Häring
Wächterstraße 61
D - 72074 Tübingen
Tel.: +49 7071 255551
h.j.haering@t-online.de

Christiane Florin

Lachnummer

Geistliche Geisterstunden

Joachim Kardinal Meisner schließt von der Lendenleistung auf die Glaubensstärke, Franz-Peter Tebartz-van Elst liefert in Limburg gespenstische Szenen: Was ist bloß los mit dem konservativ-katholischen Lager?

Der Karneval ist vorbei“, soll der frisch gewählte Papst in der Umkleidekammer des Vatikans gesagt haben, als er rote Schühchen und plüschige Stolen im Schrank beließ. Franziskus irrte. Der Karneval hat gerade erst angefangen, zumindest in Deutschland. Die komischsten Rollen sind ausgerechnet mit denjenigen besetzt, die den Glauben ernsthafter und erhabener zu verteidigen wännen als alle anderen: Es sind Protagonisten des konservativ-katholischen Lagers, die gerade sich und ihre Kirche lächerlich machen.

Da war zum Beispiel in der vergangenen Woche der Erzbischof von Köln mit seiner demografischen Hochrechnung: „Eine Familie von euch ersetzt mir drei muslimische Familien.“ Mit der Gruppenbeschreibung „von euch“ meinte der Redner die Familien des Neokatechumenalen Wegs, die ihn eingeladen hatten. Diese Bewegung verbindet linksdrehende liturgische Einfälle (ein schlichter Tisch genügt als Altar) mit rechten Überwältigungselementen („Gott, ich brenne für Dich schon am Frühstückstisch“).

Im Saal wurde der Ausspruch mit freundlichen Lachern quittiert, außerhalb des Saals war erst einmal niemand amüsiert: Muslimische Verbände protestierten, die Kommentarlage fiel für das Erzbistum Köln noch verheerender aus als damals für Jürgen Rüttgers nach seinem Kinder-statt-Inderspruch. Schließlich bat Joachim Kardinal Meisner öffentlich um Entschuldigung. Ein Teil des Publikums lächelte milde: Ja, ja, der Gottesmann ist eben mit seinen 80 Jahren auch nicht mehr der Geistesgegenwärtigste.

Eine kleine Nachbetrachtung seiner Gedanken zu Glaube und Familie lohnt dennoch: Es gibt offenbar einen katholischen Flügel, der sogar beim gemütlichen Beisammensein etwas vom Kampf der Kulturen hören will. Und dieser Kampf wird angeblich im Wochenbett entschieden. Die Lendenleistung steht in einem direkt proportionalen Verhältnis zur Glaubensstärke. Wer tiefer glaubt, zeugt und gebiert mit höherer Frequenz.

Kann jemand solche Würdenträger-Weisheiten überhaupt ernst nehmen? Man muss konservativ-katholische Positionen zu Ehe und Familie nicht teilen, aber es gab eine Zeit, als sie im öffentlichen Diskurs zumindest satisfaktionsfähig waren. Inzwischen scheinen sie bei einer skurrilen Ökumene aus Theologie und Biologie angekommen. Dieser Katholizismus wird auf dem Beckenboden verteidigt.

Die Aufregung um die Aufrechnung der Reproduktionsfreude im interreligiösen Vergleich war gerade abgeklungen, da machte eine weitere Galionsfigur des konservativen Lagers auf sich aufmerksam: Franz-Peter Tebartz-van Elst. Er weilt regelmäßig zu Kurzbesuchen in Limburg, feiert Gottesdienste in der Hauskapelle und bewohnt die auf seine individuellen Bedürfnisse abgestimmten Räume.

Er ist wieder da!, schrillt es aus allen medial verfügbaren Kanälen. Und das, bevor der offizielle Untersuchungsbericht der Deutschen Bischofskonferenz zu den Vorgängen rund um den Hausbau auf dem Domberg da ist. Wer sich der katholischen Kirche nicht innigst verbunden fühlt und weint, kann die Geisterstunden dieses Geistlichen nur noch lächerlich finden. Es ist eine schräge Soap, für die der Hauptdarsteller immer neue Cliffhanger erfindet. Die anderen Bischöfe schweigen und lassen sich damit zu Komparsen degradieren.

Nur mal angenommen, der Aus- oder Teilzeit-Bischof von Limburg will doch nicht bloß spielen, sondern er meint etwas an dieser Performance ernst: Was könnte das Bewahrenswerte sein, das ihn am Amt festhalten lässt? Was verteidigt das konservativ-katholische Lager, das sich hinter ihn schart, eigentlich dort auf dem Domberg? Dass ein Bischof von ganz oben eingesetzt ist und nicht dem Druck der Straße weicht? Dass diesen Katholizismus in seinem Lauf weder eine Kommission der Deutschen Bi-

schofskonferenz noch die Medienmeute aufhalten kann? Oder dass das Licht der Wahrheit für einen Bischof so dimmbar ist wie ein Designer-Lampenensemble?

Franz-Peter Tebartz-van Elst wirkt schwächlich, doch er denkt mindestens so großformatig wie der Kardinal in Köln zu seinen mächtigsten Zeiten. Der Chef der kleinen Diözese an der Lahn hat es zum Beispiel geschafft, dass sich der Papst intensiv mit ihm befassen muss. Der Limburger ist für die einen zwar zur Witzfigur geworden, für andere aber zur Symbolgestalt. Er versammelt Getreue hinter sich, in Deutschland wie im Vatikan. Die Titelstarke unter ihnen, etwa der Präfekt der Glaubenskongregation, Bald-Kardinal Gerhard Ludwig Müller, haben ihn bisher allerdings nicht in der Sache unterstützt; sie halten zu ihm, weil sie in Bischof Franz-Peter eine von den Medien gejagte Person sehen. Sich verfolgt Wahnende, Enttäuschte und Irritierte hoffen darauf, dass wenigstens diese deutsche Burg eine feste sein möge und nicht vom Medienmainstream niedergerissen wird.

Viele der wenigen Tebartz-Unterstützer fanden das Leben unter Benedikt XVI. angenehmer. Man raunte die Worte „Relativismus“ und „Entweltlichung“, das reichte, um wie ein treuer Gefolgsmann auszusehen. Aus diesem Lager kam regelmäßig die Forderung an die CDU, das C abzugeben, weil die Partei ihren konservativen Kern verloren habe. Jede kirchliche Familienbildungsstätte, die eine Klangschalenmeditation anbot, musste aus der Anti-Relativismus-Ecke mit der inquisitorischen Frage rechnen: „Was soll daran katholisch sein?“ Jetzt, nach den Worten von Köln und den Taten in Limburg, wird sichtbar: Diese selbst ernannten Hüter der katholischen Tradition verwalten eine leere Hülle. Drum herum wabert Selbstgewebtes aus Macht und Moral, eigenem Autoritätsanspruch und Angst der anderen. Aber unter der Hülle ist – nichts. Nicht einmal Gehorsam gegenüber dem neuen Papst bleibt übrig. Denn Franziskus dürfte das mit der Auszeit für den Bischof von Limburg nicht gespenstisch gemeint haben, sondern ganz konkret.

Der eine Protagonist des rechten Glaubens verabschiedet sich bald vom Kölner Bischofsstuhl; der andere will Franziskus seinen Abschied nicht anbieten. Er wird je-

doch bei ernsthafter Betrachtung wohl nicht dauerhaft in seiner Residenz bleiben können. Das konservativ-katholische Milieu klammert sich an ehemalige Päpste und Noch-Bischöfe, an Gene und Gesinnung. Dabei ist Kirche vor allem irgendwas mit Gott und irgendwas mit Menschen.

Im Gerassel um Amt und Würden ist dieser Gott den Deutschen in den vergangenen Jahrzehnten messbar abhanden gekommen. Die selbst ernannten Bewahrer haben nichts Wesentliches bewahrt. Ihr Karneval löst nur noch den einen Reflex aus: Gott bewahre!

Aus: Christ & Welt Ausgabe 07/2014

Volker Zastrow im Interview mit Jochen Riebel

Es fehlt an Aufsicht und Kontrolle

„Krank oder Betrüger“: Jochen Riebel erklärt, warum er öffentlich so scharf mit dem Bischof von Limburg ins Gericht ging

Herr Minister a. D., Sie haben den Bischof aus Limburg vertrieben.

Das sehe ich anders. Er hat es selbst gemacht.

Damals im Oktober gab es eine doppelte Detonation. Es wurde bekannt, dass die Hamburger Staatsanwaltschaft einen Strafbefehl gegen Tebartz-van Elst beantragt hatte.

Kurz davor hatten Sie, als Mitglied des Vermögensverwaltungsrats, den Bischof öffentlich so beschrieben: „Er ist entweder ein raffinierter Betrüger oder krank.“ Sie haben die Zündschnur in Brand gesetzt.

Sehe ich auch nicht so.

Wie sehen Sie es denn?

Eine Woche zuvor hatte mir der Dombau-meister mit Genehmigung des Bischofs zum ersten Mal die Akten des Bauprojekts

auf dem Domberg gezeigt. Das machte mir bewusst, dass Tebartz-van Elst mindestens 20 Monate behauptet hatte, der Bau würde nicht mehr als zehn Millionen kosten. Und uns, den Vermögensverwaltungsrat, hatte er länger als 18 Monate vertröstet, was die Vorlage des Haushaltsplans und die dort notwendigerweise einzustellenden Kosten betrifft. Aus den vorgelegten Akten ergaben sich dann Ausgaben von 31 Millionen Euro und ...

Und Sie ließen die Bombe platzen. Jetzt ist der Bischof nicht mehr da.

Auch da höre ich anderes.

Was hören Sie denn?

Na ja! Es soll ihn wieder auf den Domberg gezogen haben. Und dort hat er in der bischöflichen Privatkapelle eine Heilige Messe gefeiert. So wurde mir berichtet.

Warum sind Sie damals eigentlich an die Öffentlichkeit gegangen?

Wir drei vom Vermögensverwaltungsrat haben an diesem Tag zum ersten Mal die haarsträubenden Einzelheiten des Baus erkannt – eben aus den vorgelegten Dokumenten. Die Kollegen und ich haben angesichts dieses Sachverhalts festgestellt, dass wir uns durch den Bischof von Limburg hinter das Licht geführt sehen. Das mussten wir öffentlich machen, weil im Bistum schon seit langem auf allen Ebenen heftig über die Kosten des Bischofshauses diskutiert wurde und der Bischof angekündigt hatte, dass er die Kosten alsbald öffentlich nennen würde. Am gleichen Tag gab der Bischof eine Presseerklärung heraus, die, so leid es mir tut, wieder eine Lüge war: nämlich, dass er an diesem Tag zum ersten Mal durch den VVR von den Gesamtkosten gehört hatte.

Gut, Sie mussten an die Öffentlichkeit gehen. Aber mussten Sie deshalb gleich mit der Bazooka auf den Bischof schießen?

Meine Wortwahl war heftig. Das erklärt sich aus dem Zorn. Sie selbst sind Zeuge, dass ich den Bischof lange gegen Anwürfe und Verdächtigungen verteidigt habe. Nun musste ich schmerzlich feststellen, dass auch wir getäuscht worden waren. Und dann halten Sie sich bitte vor Augen, dass wir erst da erfahren haben, was der Bischof alles veranlasst hatte: etwa den unterirdischen Gang durch den Felsen von seiner Wohnung ins Büro. Oder die Auftragsvergabe für Möbeleinbauten in seiner

Wohnung für rund 350 000 Euro. Wir drei waren fassungslos darüber und über vieles mehr, was wir zur Kenntnis nehmen mussten.

Es gibt Leute, die sagen: Der Riebel lässt sich erst vom Bischof einen Orden umhängen, und anschließend macht er ihn platt.

Nicht der Bischof von Limburg, sondern der Heilige Vater Benedikt XVI. hat mir den Orden verliehen. Tebartz-van Elst hat ihn mir ausgehändigt.

Der Bischof verbreitet, Sie hätten ihn aufgefordert, sich das Leben zu nehmen.

Das trifft mich sehr. Und ist wieder nicht wahr. Davon abgesehen, ist mir unbegreiflich, dass irgendwer so etwas glauben kann. Was war? Ich habe in hoher Erregung während der Diskussion in der Sitzung ausgerufen: Herr Bischof, wenn diese Zahl von 31 Millionen öffentlich wird, können Sie nur noch zurücktreten oder sich einen Strick kaufen! Das war so wenig eine Aufforderung zum Selbstmord wie der Satz des Erzbischofs Zollitsch zu den Ereignissen um Tebartz-van Elst: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich da weiter leben könnte.“

Wie hat Tebartz auf Ihren Satz reagiert?

Dieser Wortwechsel stand ja in einem Zusammenhang. Der Bischof hatte zuvor immer wieder gesagt, die Zahl dürfe nicht öffentlich werden. Und ich habe erwidert, sie müsse öffentlich werden. Allerdings wusste ich mir auch keinen Rat, was dann aus dem Bischof werden sollte. Das Kind lag schon im Brunnen.

Trotzdem verletzt es die Gefühle mancher Katholiken, wie Sie über und mit dem Bischof gesprochen haben. Von Mafia und so.

Das kann ich gut verstehen. Aber ich bitte jene Katholiken, sich in unsere und meine Lage zu versetzen. Über fast zwei Jahre hat man uns im Dunkeln gelassen, regelwidrig Aufträge vergeben und Kredite aufgenommen. Obwohl bereits 2011 eine präzise Kostenschätzung in den Händen des Bischofs gewesen ist – wie wir aus den Akten wissen. Ein ungeheuerlicher Vorgang. So etwas hat es in der katholischen Kirche noch nicht gegeben.

Liegt da nicht auch bei Ihnen ein Fehler?

Haben Sie sich blenden, bezaubern lassen durch Zugehörigkeit, Ehrungen, Aufnahme in das bischöfliche Vertrauen? Das Sitzen am Tisch des Herrn?

Dafür bin ich zu alt, habe in meinem Leben zu viel gesehen und erlebt. Ich mache mir aber selbst den Vorwurf, nicht nachgefragt, nachgefasst oder sogar insistiert zu haben. Nicht, weil ich geblendet war, sondern weil ich vertraut habe. In einen Priester oder Bischof, von dem ich mir nicht habe vorstellen können, was dann herauskam. Von daher eine weitere Erfahrung, auf die ich in meinem Leben hätte verzichten können. Aber so war es nun einmal.

Manche sagen, Sie hätten solchen Krach geschlagen, um von Ihrer Mitverantwortung abzulenken. So heißt es zum Beispiel im Domkapitel, und ähnlich argumentiert auch der schärfste Widersacher des Bischofs im Bistum, der Frankfurter Stadtdekan zu Eltz.

Das Argument kenne ich. Wer so argumentiert, kennt aber vielleicht nicht das Statut des Bischöflichen Stuhls – und verkennt, dass es für alles, worüber wir hier reden, eine Bringschuld des Bischofs gibt.

Das müssen Sie erklären.

Da der Vermögensverwaltungsrat für den Beschluss eines Haushalts zuständig ist, muss der Bischof den Haushalt zunächst vorlegen. Wir haben da wiederholt nachgefragt, aber es ist nicht geschehen. Begründung: die Vermögensverhältnisse des Bischöflichen Stuhls müssten erst neu geordnet werden. Das hat der Bischof immer wieder gesagt. Und dabei insinuiert, welche schwierige Verhältnisse er im Zusammenhang mit Vermögen und Geld im Bistum vorgefunden habe.

Ihnen kam das auch plausibel vor?

Das war für uns nachvollziehbar.

Wie lange ging das so?

Zwei Jahre für mich, seit Sommer 2011. damals wurde ich in den Rat berufen.

Wieso haben Sie nicht nachgehakt?

Aus der inneren Bereitschaft, auf die Wahrhaftigkeit eines Bischofs zu vertrauen.

Dann ist ein Aufsichtsgremium sinnlos.

Der Vermögensverwaltungsrat ist ausdrücklich kein Aufsichtsgremium. Das Statut sieht vor, dass alle Beschlüsse nur durch Unterschrift des Bischofs wirksam werden.

Wenn der Rat kein Aufsichtsgremium ist, was dann?

Ein lediglich und ausschließlich beratendes Organ – wie alle Gremien in einer Diözese.

Haben Sie denn den Bischof gut beraten?

Soweit unsere Beratung gefragt war, ja.

Es gibt zwei wesentliche Vorwürfe gegen Tebartz-van Elst: Verschwendungssucht und, aus meiner Sicht bedeutender, ein zweckgebundenes Verhältnis zur Wahrheit. In Ihrer Zeit als Verwaltungsrat müssen Ihnen diese Vorwürfe bekannt gewesen sein. Schließlich wurden sie öffentlich erhoben.

Natürlich habe ich davon gehört. Ich habe diese Vorwürfe für sehr übertrieben gehalten. Sie lagen außerhalb meiner Vorstellungskraft.

Wie kann das sein? Ich habe Sie damals schwarz auf weiß mit den Falschaussagen des Bischofs in seiner eidesstattlichen Versicherung konfrontiert. Sie haben ihn in Schutz genommen.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Bischof mit Abitur, Promotion, Habilitation wissentlich und bewusst eine eidesstattliche Versicherung abgibt, die objektiv falsch ist.

Wieso nicht? Weil er Bischof ist?

Nicht, weil er ein Bischof ist, sondern weil er ein Ehrenmann sein müsste.

Ist ein Bischof ein Ehrenmann?

Nach meiner Vorstellung kann nur ein Ehrenmann Bischof sein und bleiben.

Das Statut des Bischöflichen Stuhls verlangt von den Vermögensverwaltungsräten ja ebenfalls Integrität. Sie selbst hatten viele politische Ämter. Hatten Sie da jemals mit Bauprojekten zu tun?

Immer. Das schönste und wichtigste war die neue Hessische Staatskanzlei in Wiesbaden.

Ein wunderschönes ehemaliges Hotel. Was hat das alles gekostet?

Alles in allem 72 Millionen.

Mit anderen Worten: Sie sind ein erfahrener Bauherr.

Jedenfalls kein unerfahrener.

Aber in Limburg haben Sie nichts mitgekriegt.

Damit haben mich viele alte Freunde konfrontiert. Die wussten, dass ich Pläne lesen und daraus auf die Kosten schließen kann.

Und was haben Sie denen geantwortet?

Das Gleiche wie Ihnen: Uns wurden niemals Pläne vorgelegt. Folglich wurden auch keine erörtert.

Aber der Bischof hat Ihnen die Baustelle gezeigt. Das ist besser als Pläne.

Nein. Wenn Sie über eine aktive Baustelle laufen, können Sie nicht erkennen, ob ein Gang in den Domfelsen gefräst oder ein überdimensioniertes Schlaf- oder Badezimmer gebaut wird. Nicht zu reden von der Innenausstattung.

Der Bischof hat ständig kostspielige Nachbesserungen veranlasst. Haben Sie das mitbekommen?

Nie. Es wurde uns nicht gesagt, geschweige denn wurden wir gefragt.

Aber Zahlen kannten Sie.

In der ersten Sitzung des VVR am 13. Mai 2011 nahm das Gremium seine Arbeit auf. Da wurde das Bauprojekt vorgestellt, aber ohne Einzelheiten. Die zweite Sitzung am 1. Juli war zugleich die erste, an der ich teilnahm. Hier wurden uns 17 Millionen Investitionskosten für den Bau vorgelegt, aufgeteilt in Einzelprojekte. Dem haben wir zugestimmt. Aber öffentlich ließ der Bischof in den nächsten Jahren viel niedrigere Summen nennen.

Zum Beispiel 6,5 Millionen. Und warum hat Sie das nicht misstrauisch werden lassen?

Ich habe das damals noch nicht mitbekommen. Aber schon auf dieser Sitzung im Sommer 2011 machte der Bischof seinen Willen deutlich, dass er die Kosten geheim halten wolle. Wir haben ihm widersprochen.

Warum?

Es war doch klar, dass sich das nicht unter dem Deckel halten lassen würde. Ob man nun wollte oder nicht. Die Diskussion im Bistum war bereits im Gange. Dieser Punkt blieb insbesondere zwischen mir und dem Bischof kontrovers. Bis zur letzten Zuspitzung am 7. Oktober 2013, als wir vom Vermögensverwaltungsrat die Veröffentlichung erzwangen.

Doch bei den 17 Millionen, die, wenn man nachrechnet, eigentlich 18 waren, blieb es nicht.

So ist es. Doch darüber wurden wir im Unklaren gelassen. Im Architektenvertrag war bereits festgeschrieben, dass die Kosten erheblich überschritten werden würden. Aber wir erfuhren davon nicht. 2012

wurde nicht einmal mehr ein Haushaltsplan vorgelegt.

Für diesen Fall ermächtigt das Statut den Geschäftsführer, alle „notwendigen Aufwendungen“ zu leisten.

Richtig. Und auch in der Sitzung im Februar 2013 enthielt man uns die Kosten vor. Wir gingen immer noch von den 17 Millionen aus. So war es auch, als wir im letzten April einer Erhöhung des Darlehensrahmens von 13 auf 15 Millionen zustimmten – wieder in der Annahme, dass das im Rahmen der 2011 genehmigten Gesamtsumme blieb.

In Wirklichkeit wurden neue Schulden aufgenommen. Die Summe hatte sich schon nahezu verdoppelt.

Ja. Doch das wurde uns erst am 28. August 2013 mitgeteilt.

Zu diesem Zeitpunkt standen Bischof und Generalvikar schon im Kreuzfeuer öffentlicher Kritik. Und zwischen dem Frankfurter Stadtdekan und Tebartz-van Elst war eine Fehde entbrannt. Die Einheit des Bistums zerfiel.

In unserer Sitzung auch. Denn damals erst haben wir erfahren, dass bereits Kredite von 27,5 Millionen Euro aufgenommen worden waren. Nun behaupteten Generalvikar und Geschäftsführer, wir hätten das genehmigt! Wir vertraten die gegenteilige Auffassung und bestanden darauf, dass uns endlich nachvollziehbare Unterlagen über das Bauvorhaben vorgelegt wurden. Es dauerte Wochen: bis Anfang Oktober, als, wie Sie sagten, die Bombe platzte.

Trotzdem haben Sie die Kredite auf jener Sitzung Ende August genehmigt: 29,5 Millionen Euro und noch weitere zwei Millionen als zusätzliche Zwischenfinanzierung. Warum haben Sie abgenickt, womit Sie hintergangen wurden?

Dazu gab es keine Alternative.

Warum nicht?

Weil wir die Zahlungsunfähigkeit des Bischöflichen Stuhls nicht riskieren wollten.

Wieso? Die Schulden waren doch durch Wertpapiere abgesichert.

Spielt doch keine Rolle – die Rechnungen der Handwerker und Bauleute mussten bezahlt werden, schließlich hatten die ihre Arbeit schon gemacht.

Und die kreditgebende Bank hat den Nachweis dieser Genehmigung gefordert,

nicht wahr? Nach der Berichterstattung von F.A.S. und F.A.Z. stand der Vorwurf der Untreue im Raum.

Die Bank hat den Nachweis gefordert, in der Tat. Das muss sie auch.

Sie hätte es viel früher tun müssen.

Das haben Sie gesagt.

Und Sie haben, auch jetzt wieder, freimütig öffentlich über alle diese Dinge gesprochen. Dürfen Sie das überhaupt?

Ich habe weder eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben, noch bin ich zur Verschwiegenheit verpflichtet worden. Auch die anderen beiden Vermögensverwaltungsräte nicht.

Sonst legt der Bischof größten Wert auf Diskretion.

Leitende Mitarbeiter und der Architekt haben Verschwiegenheitserklärungen unterschrieben.

Ist das denn problematisch?

Ja, das ist aus meiner Sicht sehr problematisch. Weil die Mitarbeiter kraft ihres Dienstverhältnisses ohnehin besonderen Verpflichtungen unterliegen. Durch das Verlangen einer zusätzlichen Unterschrift werden überflüssiger Druck und Angst erzeugt.

Der Flurschaden in der katholischen Kirche ist ohnehin erheblich. Und das, nachdem die Missbrauchsdebatte gerade etwas zur Ruhe gekommen war. Pater Klaus Merz, der sie als Leiter des Canisius-Kollegs in Berlin ausgelöst hat, sagt über die Folgen: Verlorengegangenes Vertrauen lässt sich nicht wiederherstellen.

Das halte ich für falsch. Vertrauen in die Lehre der katholischen Kirche und des Christentums ist nicht dasselbe wie Vertrauen in die Menschen, die für die Kirche handeln. Das muss man sauber voneinander trennen.

Aber gerade das haben Sie doch nicht getan. Sie sagen: Ein Bischof ist ein Ehrenmann.

Müsste ein Ehrenmann sein. Und wenn erkannt wird, dass es anders ist, müssen Konsequenzen gezogen werden.

Viele haben die Konsequenz gezogen, die Kirche zu verlassen.

Denen würde ich zurufen: Kommen Sie zurück!

Und Schwamm drüber?

Nein. Die Aufsichts- und Kontrollfunktio-

nen innerhalb der katholischen Kirche müssen neu geordnet werden.

Sind Sie jetzt ein Linker? „Wir sind Kirche“?

Ich bitte Sie, das hat mit links und rechts nichts zu tun. Innerhalb der Kirche haben diese Zuordnungen sowieso nichts verloren. Der liebe Gott unterscheidet ganz sicher nicht zwischen rechts und links.

aus „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 02.02.2014, Nr. 5

Erklärung zur aktuellen Befragung der Kirchenleitung in Rom zum Thema „Familie“

Die unten stehenden Reformgruppen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart geben zur aktuellen Befragung der Kirchenleitung in Rom zum Thema „Familie“ folgende Erklärung ab:

Jedem Bischof ist längst klar, dass auch der größte Teil des noch im Gottesdienst anwesenden Kirchenvolks sehr wenig mit der Lehrmeinung der katholischen Kirche zur Sexualität gemein hat. Gleichzeitig werden die tatsächlichen Probleme für die Familien im Kontext unserer Gesellschaftsordnung immer drängender: Kinder als Armutrisiko, Benachteiligung der Familien, Alleinerziehende, zunehmende Bindungsunfähigkeit...

Wir begrüßen es, dass das Volk Gottes befragt wird („sensus fidelium“). Dies ist ein Zeichen von Papst Franziskus, neue Wege zu gehen. Wir möchten die ausgestreckte Hand (so möchten wir dies gerne deuten) ergreifen, um gemeinsam mit den Kirchenleitungen evangeliumsgemäße Lösungen für die Zukunft zu finden.

1. Andererseits zeigen Stil und Inhalt der Fragenliste eine große Entfremdung zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk. Die Lehre der Kirche über Familien- und Sexualmoral wird als welt-

fremd, unbarmherzig und unglaubwürdig erlebt.

Die Art der Fragestellung lässt zudem vermuten, dass es den Kirchenleitungen vor allem darum geht, wie die bisherige Lehre der Kirche besser durchgesetzt werden kann.

2. Trotzdem hat sich ein Teil des Kirchenvolks zu Wort gemeldet und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Beispiel Erzbischof Köln: „Insgesamt wird die Lehre der Kirche als welt- und beziehungs-fremd angesehen“. Und Kardinal Lehmann: „Die Ergebnisse der Umfrage erzeugen und verstärken, auch wenn sie nicht repräsentativ sind, den Eindruck einer fatalen Situation. Eigentlich wissen wir schon lange darum. Vieles wurde verdrängt“. Insbesondere für Jugendliche ist die katholische Lehre zur Sexualmoral ein Grund, die Kirche nicht mehr ernst zu nehmen. Diesen wird deshalb ein Zugang zum Evangelium verbaut und die Weitergabe des Glaubens wird unterbunden.
3. Gerade in der Familien- und Sexualmoral darf es keine Entscheidung geben, ohne die Betroffenen, ohne das Volk Gottes zu beteiligen. Diese Mitsprache ist unser Recht und unsere Pflicht und spätestens seit dem II. Vatikanischen Konzil auch eine theologische Selbstverständlichkeit (theoretisch). Dies sollte umso mehr in den ureigenen Fragen des Volkes Gottes geschehen - dort, wo die Bischöfe in besonderer Weise darauf angewiesen sind, auf die Menschen zu hören. Die Lebenswelten der Kirchenleitung auf der einen Seite, und von Ehe und Familie auf der anderen Seite, könnten kaum unterschiedlicher sein.
4. In der Liebe zweier Menschen wird die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott offenbar. In der Liebe überschreitet der Mensch seine Grenzen und wird eins mit Gott und allen Kindern Gottes. Wir können dies aber stets nur ansatzweise leben, nie in Vollendung. Es gibt Brüche, Scheitern, Verzweiflung. Hier ist dann zuerst Barmherzigkeit gefragt, Hilfe und Begleitung. Es geht um hilfreiche Antworten im Geiste Jesu Christi - und dies ist nur möglich, wenn die Lebensfragen der Menschen ernst genommen werden.

5. Im Vordergrund der Verkündigung sollen wieder die eigentlichen Inhalte der Botschaft Jesu stehen: Umkehr und das Reich Gottes, das sich dann als gegenwärtig erweist, wenn Menschen das Brot miteinander teilen und gegen den herrschenden Götzendienst aufstehen, damit alle Menschen in Würde leben können, besonders diejenigen, denen dies gewaltsam vorenthalten wird. Das ist auch ein zentrales Anliegen von Papst Franziskus. Wir möchten mit Papst Franziskus diesen Weg gehen und laden die deutschen Bischöfe ein, uns auf dieser Pilgerschaft zu begleiten.
6. Konkret (kurzfristig): Wir fordern einen transparenten Umgang mit den Ergebnissen der Umfrage: Was gibt unsere Diözese an die Bischofskonferenz weiter, was gibt die deutsche Bischofskonferenz an die Kurie weiter?

Wir ermutigen unseren Diözesanbischof, die beschriebene Entfremdung und die Notwendigkeit einer neuen Familien- und Sexualmoral, die den heutigen wissenschaftlichen Entwicklungen entspricht, bei der Kirchenleitung in Rom ehrlich und engagiert zur Sprache zu bringen.

Pro concilio, in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft der Priester, der Diözesangruppe von wsk und „Kirche in Bewegung“. Dr. Willi Knecht (pro concilio), Schlesienweg 99, 89075 Ulm Rottenburg, den 30.01.2014

UN-Bericht zum Kinderschutz: „Ansporn“, aber mit blinden Flecken

Als zusätzlichen „Ansporn“ für die Arbeit des Heiligen Stuhles im Bereich Kinderschutz wertet der Vizerektor der Päpstlichen Universität Gregoriana die Empfehlungen des UN-Kinderrechtskomitees (UN-CRC). Das Expertengremium ist in seinem Bericht am Mittwoch mit dem Heiligen Stuhl hart ins Gericht gegangen und hat ihm Mängel im Bereich des Kinderschutzes vorgeworfen. Es war das erste Mal, dass

sich der Heilige Stuhl der turnusmäßigen Evaluierung durch das UNCRC stellte. Das wurde auch höchste Zeit, hält Jesuitenpater Hans Zollner im Interview mit Radio Vatikan zunächst fest. Zollner ist mit dem Zentrum für Kinderschutz der Gregoriana, das die päpstliche Uni in Zusammenarbeit mit dem Erzbistum München und Freising und der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Uni Ulm auf die Beine stellte, seit Jahren in der Präventionsarbeit der katholischen Weltkirche aktiv.

„Ich habe den Eindruck, dass sich der Heilige Stuhl keinen Gefallen damit getan hat, dass er vierzehn Jahre lang nicht die entsprechenden Berichte, die eingefordert wurden, lieferte und sich erst jetzt entschlossen hat, nach Genf zu gehen, um sich dem zu erwartenden Fegefeuer auszusetzen. Das war für die Leute – ich habe mit jemandem gesprochen, der dort präsent war – höchst schwierig und unangenehm. Natürlich mussten da die Vertreter des Heiligen Stuhls alles auf sich nehmen, was sich an Wut, Enttäuschung und auch berechtigtem Ärger über sie ergoss.“

Doch auch wenn das Genfer Urteil streng ausfiel – stehen geblieben war Rom in punkto Kinderschutz freilich nicht. Insbesondere im Kampf gegen sexuellen Missbrauch hat der Vatikan laut Zollner „in den letzten dreizehn Jahren“ eine Null-Toleranz-Politik eingeleitet, die im Vergleich zu anderen Staaten in einigen Punkten zeitweise beispiellos war. Diese Anstrengungen würden in dem immerhin 16-seitigen UN-Bericht wenig berücksichtigt, so Zollner:

„Ich habe den Eindruck, dass es in dem Bericht um viele Dinge geht, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten falsch gelaufen sind, wo es auch tatsächlich viel gab, was die Kirche nicht umgesetzt hat. Aber die jüngsten Bemühungen des Heiligen Stuhls scheinen mir nicht in genügendem Maß widergespiegelt zu sein: die Bemühungen um mehr Transparenz, den Versuch, das Kirchenrecht neu zu definieren und neue Normen einzuführen.“

Schlechtes Zeugnis für den Heiligen Stuhl

Lobend anerkannt wird im Bericht zwar die geplante Einrichtung einer vatikanischen Kinderschutzkommission, welche die Glaubenskongregation unterstützen soll. Auch

hebt die Kommission die weltweite Basisarbeit der katholischen Kirche im Bereich Kinderschutz hervor. Insgesamt stellt die UNO dem Heiligen Stuhl in ihrem Bericht aber ein schlechtes Zeugnis aus: Die Kinderschutzarbeit werde in der Praxis nicht systematisch genug weltweit umgesetzt, auch das Kirchenrecht müsse hier nachgebessert werden. Zum Thema sexueller Missbrauch zählt der Bericht eine ganze Reihe Verfehlungen auf, die sich auf die katholische Weltkirche beziehen: Missbrauchsfälle seien auf höchster Ebene vertuscht worden, Täter lediglich versetzt worden und straflos geblieben, und zivile Behörden seien nicht informiert worden. Stimmt ja alles, urteilt Zollner – wenn auch eben heute nicht mehr unbedingt. Zu den zitierten Fällen habe der Heilige Stuhl im übrigen klar Stellung bezogen.

„Das ist alles unumwunden auch mehrfach schon gesagt worden: Es ist ohne Umschweife gesagt worden, dass es da großes Unrecht und Verbrechen gegeben hat. Insofern sind die Punkte, die im UN-Bericht genannt werden, keine neuen Sachen.“

Nachbesserungsbedarf für den Heiligen Stuhl sieht der Jesuit beim Tempo der Bearbeitung von Missbrauchsfällen an der Glaubenskongregation – diese sei durch die Zahl der Fälle teilweise überfordert gewesen – und bei der Prozessordnung. Diese müsse transparenter werden, so Zollner. Auch müsse dringend die Frage der Mitverantwortung der Bischöfe und Ordensoberen bei Missbrauchsfällen in den jeweiligen Ortskirchen geklärt werden, um Vertuschung und Straflosigkeit in Zukunft unterbinden zu können:

„Welche Mitverantwortung haben die Bischöfe oder die höheren Ordensverantwortlichen, wenn sie wussten von einem Missbrauch, der durch einen Priester o.ä. geschehen ist, und die nicht entsprechend den kirchlichen und staatlichen Normen gehandelt haben? Das ist einer der wichtigsten Punkte, die unbedingt gelöst werden müssen, weil das ein ständiger Skandal ist und vor allem auch in den USA eine große straf- und zivilrechtliche Implikation hat.“

„Wenn man in Rom auf den Knopf drückt...“

Einige Forderungen des UN-Kinderrechtskomitees findet der Jesuit aus verschiede-

nen Gründen nur schwer zu verwirklichen. Etwa die nach einem „Mechanismus auf hoher Ebene“, der den Schutz der Kinderrechte weltweit in allen Einheiten – vom Päpstlichen Rat bis hin zum jeweiligen Ortspfarrer – garantieren soll (vgl. Punkt 16 und 20 im Bericht). Das UN-Komitee gehe wohl vom Trugschluss aus, dass die katholische Kirche problemlos „in allem durchregieren und durchgreifen“ könne, so Zollner:

„Wenn man also in Rom auf den Knopf drückt, dann soll das so auch in Kongo und Brasilien funktionieren. So kann es aber nicht funktionieren, weil wir in der internationalen Perspektive sehen müssen, dass es ganz unterschiedliche Rechtskulturen gibt, dass es auch Rechtsvorschriften gibt, die unterschiedlich sind, und dass die katholische Kirche nur das tun kann, was der jeweilige Staat fordert.“

Nach Maßgabe der Glaubenskongregation sind die Verantwortungsträger der Ortskirchen dazu angehalten, mit den zivilen Behörden des jeweiligen Landes zusammenzuarbeiten und sich an das dort jeweils gültige Strafrecht zu halten. Dieses variiert aber von Staat zu Staat: So gibt es in einigen Ländern eine Anzeigepflicht, in anderen aber nicht, so etwa in Deutschland oder Italien.

Ein zweiter Punkt: Kinderschutz sei in den Ländern der Welt, in denen die katholische Kirche aktiv sei, teilweise ein Fremdwort, erinnert Zollner. Von einem wirksamen einheitlichen Vorgehen könne hier also keine Rede sein. In vielen Ländern – vor allem Afrikas und Asiens – leiste gerade die katholische Kirche in diesem Bereich Pionierarbeit. Zollner:

„Die katholische Kirche bemüht sich und ist in vielen Ländern dieser Welt vielleicht die einzige Großorganisation, die in diesen Ländern überhaupt etwas zum Schutz von Kindern tut. Denken wir nur an viele Teile Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas, wo vielleicht Kinderrechtskonventionen bestehen oder wo in der Verfassung steht, dass meinetwegen Eheschließung erst mit 18 möglich ist, de facto aber Kinder mit zwölf, dreizehn, vierzehn schon verheiratet werden.“

Zollner, der mit seinen Mitarbeitern u.a. in Ländern Afrikas und Asiens Prävention und Sensibilisierung im Kampf gegen sexu-

ellen Missbrauch leistet, kennt solche Diskrepanzen aus erster Hand. Auch die Ungereimtheiten der Statistik:

„Wenn man sich die horrenden Zahlen anschaut von Missbrauch in manchen asiatischen Ländern – ich wundere mich da, dass zum Beispiel auch in den offiziellen Statistiken der UNO Zahlen genannt werden von sexuellem Missbrauch an Kindern, die weit unter dem liegen, was offizielle Staatsstatistiken zum Beispiel aus Indien schon vor Jahren haben erkennen lassen.“

Während der UN-Bericht auf der einen Seite vom Heiligen Stuhl ein weltweit griffiges Vorgehen für den Kinderschutz einfordert, bleibt das Papier für Zollner im weltweiten Blick auf sexuellen Missbrauch zurück:

„Es werden Einzelfälle genannt, meines Erachtens sehr zufällig. Denn wenn man die weltweite Situation ansieht, könnte man noch sehr viele andere Fälle nennen. Es werden einzelne Länder herausgegriffen, etwa Irland, wo es einen Riesenskandal gegeben hat. Aber andere Länder etwa in Afrika oder Asien kommen überhaupt nicht vor. Da sieht man, wie auch so eine UN-Kommission ihre eigenen Grenzen hat.“

Insgesamt nimmt der Jesuit den UN-Bericht als konstruktive Kritik auf. Er plädiert dafür, entschieden auf dem Weg der Missbrauchsbekämpfung weiterzugehen. Die Konfrontation mit dem Urteil des UN-Komitees, das empfehlenden Charakter hat, sieht der Jesuit als einen notwendigen Schritt in diesem Prozess. Insgesamt müsse es um einen offensiven Umgang mit dem Thema gehen, um glaubwürdig zu sein. Zollner:

„Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass wir uns nicht weiter verstecken können. Wir müssen das, was wir wollen, auch sagen, und müssen das, was wir tun, auch kommunizieren! Ich glaube, dann kann man ein Vertrauen wiedergewinnen, das schwer erschüttert wurde oder verloren gegangen ist.“

(Radio Vatikan 05.02.2014 pr)

Michael Meier

Seelsorge in der Schweiz

Die Kirchen in der Schweiz befinden sich in einem tiefgreifenden Wandlungsprozess von der Groß- zur Minderheitskirche. Speziell die katholische Kirche findet immer weniger hauptamtliche Priester und Pastoralassistenten - Theologen ohne Priesterweihe. «Die Schweizer Kirchen, die katholische wie die reformierte, waren in den letzten Jahren noch nie in der Lage, das eigene Personal aus der Schweiz vollumfänglich selber zu rekrutieren», sagt Arnd Bünker, Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen.

Die katholische Kirche hat zur Abfederung des rückläufigen Priesternachwuchses besonders in der Deutschschweiz verstärkt Lientheologinnen in die Seelsorgearbeit einbezogen. Gemäß der Kirchenstatistik 2013 des SPI lag der Anteil der Pastoralassistenten und Diakone 1983 bei 7 Prozent aller Pfarreiseelsorgenden, 2012 waren es bereits 38 Prozent. Davon stammt ein großer Teil aus dem Ausland, vor allem aus Deutschland. Im Kanton Zürich zum Beispiel waren 2012 die Hälfte der Pastoralassistenten und -assistentinnen Deutsche.

Doch in Zukunft werde der Zufluss von Lientheologen aus Deutschland deutlich abnehmen, sagt Bünker. Der Überhang der 80er- und 90er-Jahre bestehe dort nicht mehr. Auch in Deutschland gibt es immer weniger Studierende, die sich auf einen Beruf in der Seelsorge vorbereiten. Und hierzulande werden bereits die ersten Lientheologen pensioniert. Laut Bünker zeichnet sich darum der Trend ab, dass weniger Pastoralassistenten zur Verfügung stehen, auch wenn im Augenblick noch kein Mangel besteht. Auf jeden Fall dürfte es in Zukunft nicht mehr so einfach sein, den anhaltenden Priesterrückgang durch andere Seelsorgende mit Universitätsabschluss aufzufangen. In verschiedenen Pfarreien, zumal in Kleinstpfarreien mit weniger als hundert Seelen, dürfte es gar keine hauptamtlichen Seelsorger mehr geben.

Bistümer fusionieren Pfarreien. Bünker mag nicht auf Alarmismus machen:

Schließlich federe die Neustrukturierung der pastoralen Organisationseinheiten den Personalangel ab. Die Schweizer Bistümer sind dabei, mit der Einrichtung von Pastoral- oder Seelsorgeräumen flächendeckend ihre pastoralen Strukturen zu verändern. Das Bistum St. Gallen zum Beispiel wandelt die ehemals 124 Pfarreien bis 2015 in 33 Seelsorgeeinheiten um. Im Bistum Chur dagegen haben sich bisher erst 35 von 308 Pfarreien zu einem Seelsorgeraum zusammengeschlossen. Insgesamt aber werden weniger Priester und Hauptamtliche nötig sein. Zumal sich auch das religiöse Nutzerverhalten der Gläubigen verändere, so Bünker. Viele Menschen blieben Kirchenmitglied, gingen aber weniger in den Gottesdienst, kaum mehr zur Beichte und ließen sich immer seltener kirchlich trauen. Die Änderungen beim pastoralen Leistungsangebot haben Folgen für die Zusammenarbeit der hauptamtlichen, ehrenamtlichen und freiwilligen Mitarbeiter der Kirche. Je größer die Zahl der priesterlosen Pfarreien und je geringer der Einsatz von hauptamtlichen Theologen, desto wichtiger wird der Einsatz von Freiwilligen. Die Hauptamtlichen werden laut Bünker stärker die engagierten Freiwilligen begleiten und weniger die Seelsorge vor Ort ausüben. Verändern werde sich auch die Aufgabenverteilung, etwa in den Gottesdiensten.

«Die Formen der Gottesdienste werden sich wandeln, einfacher und ritueller werden», sagt Bünker. Er denkt etwa an die beliebten Taizé-Gottesdienste mit ihren rituellen Gesängen. Nicht jede Pfarrei werde am Sonntag noch eine Eucharistiefeier haben. Die Eucharistie werde wohl nur an bestimmten Orten zuverlässig gefeiert, während es an anderen Orten eher Wortgottesdienste mit Kommunionverteilung geben werde.

«Die Seelsorge und ihre Arbeitsfelder werden sich verändern. Das ist im Moment ein offener Prozess», sagt Bünker. Von Basiskirche will er allerdings nicht sprechen, weil dieser Begriff in der katholischen Kirche von der Maßregelung der Befreiungstheologie belastet sei.

Franz Kreissl, Leiter des Pastoralamtes im Bistum St. Gallen, bestätigt, dass in den Pfarreien zunehmend Gläubige für die Kirche vor Ort verantwortlich sein werden: Männer und Frauen, die sich kraft ihrer Taufe für die Kirche engagieren. Das entspreche dem, was das II. Vatikanische

Konzil (1962-1965) über die Laien ausgesagt habe.

Abschied vom Klerikalismus

Für Kreissl bedeutet das zugleich auch den Abschied vom Klerikalismus, wonach die Priester immer und überall das letzte Wort haben. Wir Hauptamtlichen müssen lernen, nicht mehr für alles verantwortlich zu sein und alles in Gang zu setzen. Wir müssen mit einem starken Kontrollverlust umgehen können und auf die Taufnadel der anderen vertrauen.» Umgekehrt aber müssten auch die Pfarreien von Vertrautem Abschied nehmen - von den wöchentlich garantierten Eucharistiefiern zum Beispiel oder vom allgegenwärtigen Pfarrer.

Aus: TagesAnzeiger vom 07.02.2014

Rudolf Walter

Reise in ein anderes Leben

Es war früher Morgen, als die Qatar-Airlines-Maschine in Karachi landete, nach langem Anflug über ödes braunes Wüstengebiet, dann unter uns das arabische Meer als glitzernder Küstenstreifen, schließlich über endlose Industrieanlagen und wuchernde Siedlungen der 20-Millionen-Megacity. Eigentlich hätte ich bald nach Mitternacht ankommen sollen. Ein Fahrer würde auf mich warten und mich in die Stadt bringen. Als wir, von Frankfurt kommend, nachts in Doha zwischenlandeten, wo die Bayern-Kicker immer ihr Wintertraining machen, hatten wir 40 Grad Celsius und vier Stunden Verspätung. Der Fahrer in Karachi musste schlussendlich sieben Stunden auf mich warten. Er preschte dann umso schneller in die Stadt... „Wir sind in Pakistan“, gibt mir der Fahrer zu verstehen.

Pakistan hat keine gute Presse in Deutschland: Land auf dem Pulverfass heißt es, Taliban, Atombombe, Islamistischer Terror, Gewalt, das sind die Reflexwörter. „Gefähr-

lichste Stadt der Welt“, dieses Prädikat hat „Foreign Policy“ im September 2013 Karachi verliehen. Als ich erzählte, ich würde für zwei Wochen nach Karachi fahren, waren die Reaktionen ganz unterschiedlich gewesen. Wohlwollende versuchten mich noch abzuhalten. Einer, der das Land kannte, prophezeite mir den Kulturschock. Ein abgebrühter Kollege sagte: Interessanter jedenfalls als Australien... Zwei nahm ich ernst: Rupert Neudeck sagte: „Vor Ort werden Sie einen anderen Blick bekommen.“ Und ein anderer: „Wenn Sie zu Ruth Pfau fahren, kann Ihnen nichts passieren.“ Beide hatten Recht.

Ruth Pfau kenne ich seit über 30 Jahren. Sie gehört zu den Menschen, deretwegen sich der Beruf als Lektor lohnt. Nicht nur, weil ihre Bücher so viele Leser gefunden haben.

Ruth Pfau, Ärztin, Nonne, eine unglaubliche Frau. Und glaubwürdig durch und durch. Dabei klug, klar, tough. Ein Organisationsgenie und ein Energiebündel, das man in dieser zarten Person nicht vermuten würde. Wie hätte sie sonst die Lepra in diesem Land besiegen können? Eine Mystikerin, aber eine Mystikerin der Tat. Wenn heute auch hierzulande das Wort von der armen Kirche für die Armen neu buchstabiert wird - diese Deutsche hat es gelebt. Aus einem Impuls des Evangeliums und weil sie bewusst anders leben wollte als viele andere. „Ich gehöre zu der Generation, die nach der Erfahrung des Weltkriegs geschworen hat: So darf die Welt nicht weiterlaufen.“ Und dabei eine, die auch mit 84 ihren Blick noch nicht verengt hat wie andere Alte, von denen sie beiläufig einmal sagt: „Ich kenne Menschen, die haben sich früher um die ganze Welt gesorgt und sorgen sich jetzt nur noch um ihren Stuhlgang.“

Heute ist der 9. September, der Tag, an dem sie 84 wird. Kaum habe ich meinen Koffer abgestellt, erscheint auch Dr. Pfau selber. Herzlich die Begrüßung, und dann: „Wann können wir anfangen?“ Sie war vor der Morgenandacht schon, wie jeden Tag, in der 6-Uhr-Messe in der Kathedrale, und gleich wird sie ihren Fixtermin mit Mr. Lobo haben, ihren Nachfolger als Leiter der Klinik und des Projekts, mit dem sie sich jeden Morgen trifft, um alles zu besprechen, was ihr und ihm auf dem Herzen

liegt. Dann soll es losgehen mit unserer Arbeit.

Ruth Pfau hatte mich gebeten, sie bei einem neuen Buch zu unterstützen. Wir hatten ihre ersten Bücher gemeinsam gemacht. Basis waren immer lange Gespräche gewesen. Jetzt hatte sich bei ihr wieder etwas angestaut, etwas, was sie klären und was sie mitteilen wollte. Menschen, die sie näher kannten, hatten etwas angedeutet von einer Krise. Mein Vorschlag war gewesen, es bei ihrem nächsten Deutschlandaufenthalt zu machen, zurückgezogen in einem ruhigen Kloster in einem Freiburger Vorort. Zunächst schien sie nicht abgeneigt, der Hitze von Karachi zu entfliehen, aber dann kam doch ihre Antwort: „Die Liobaschwester - ein Traum. Natürlich erinnere ich mich noch an sie. Aber das Leben ist anders. Wenigstens für 80 % der Weltbevölkerung. Und deshalb würde ich das Buch gern hier machen, und ich bin mir sicher, es wird wesentlicher.“

Ruth Pfau hatte sich die nächsten Tage freigehalten, sie sollte möglichst wenig gestört werden. Schon im ersten Gespräch wurde deutlich, was ihr am Herzen lag. In ihren früheren Büchern war von Liebe als tragender Erfahrung die Rede, sie war immer wieder gefragt worden, ob eine solche Erfahrung anhalten könne, ob sie immer noch tragen würde. „Früher spürte ich Seine Gegenwart. Er war mir ständig gegenwärtig.“ „Und jetzt?“ „Es sind tiefe Zweifel. Es ist genug. Ich habe weiß der Himmel viel Leid erlebt, nicht persönliches. Und was jetzt noch und immer wieder an Sinnlosigkeit in mein Leben hineinschwappt, das ist zu viel. Zu viel, um es ertragen zu können.“

Wenige Wochen vorher hatte sie von einem Anschlag auf Mangopir geschrieben, das Behindertenheim in einem Vorort von Karachi. Daneben in den letzten Jahren die Eindrücke der Katastrophen, der Verwüstung ganzer Landstriche durch Erdbeben, der Überschwemmungen, die Regionen so groß wie die Bundesrepublik überflutet hatten, das Elend der Flüchtlinge in den Städten, die Gewalt, die überall aufflackert. Sie hat das alles nicht aus der Ferne, sondern hautnah erlebt. Die englischsprachige Zeitung *The Dawn* hatte gerade an diesem Tag die neuesten Statistiken veröffentlicht: 2172 Morde im letzten Jahr allein in Karachi. Und all die schrecklichen Schicksale,

die ihr nahegingen. Wenn Gott nicht spricht, wie kann man die Beziehung zu ihm leben? Ist er nur abwesend oder in den Menschen anwesend, die mir begegnen? Darf man, kann man überhaupt über so Intimes wie religiöse Erfahrung sprechen? Das sind Fragen, die sie umtreiben. Aber auch anderes: Sie ist 84. Was erwartet sie vom Alter? Wie geht es weiter, in der Klinik, mit dem Projekt? Kann man „Nachfolge“ organisieren? Die Lepra ist besiegt, jetzt will sie sich den ärmsten der Armen widmen, den Behinderten. Bis zu 15% der 200 Millionen Einwohner Pakistans sind behindert. In einem muslimischen Land für viele immer noch eine Strafe Gottes. *Community based rehabilitation* heißt ihr Programm: also Hilfe nah bei den Menschen, in den Familien, den Stammesgebieten und Nachbarschaften. Ich soll in diesen Tagen ein Projekt in der Nähe besuchen. Sie hat auch schon einen jungen Arzt gefunden, der sich für diese Arbeit begeistert. Das Zusammenleben der Religionen – wie lebt man als christliche Minderheit in einem islamischen Staat, in einer Gesellschaft, die sich in der Abgrenzung vom Westen immer stärker radikalisiert? Wie kann man der Gewalt, auch der Muslime untereinander, etwas entgegensetzen? Was geht die Menschen in Deutschland das an? Was bewirkt es, wenn sie helfen? Das Programm für die nächsten Tage steht also fest. Und die Antworten werden spannend sein!

Aber am Nachmittag ist erst einmal das Geburtstagsfest. Die Halle des Krankenhauses ist freigeräumt. Bunte Luftballons schmücken den Raum. Frauen im Sari werfen Blütenblätter. Es gibt Gebete: Iqbal, ein muslimischer Mitarbeiter, Leiter der Statikabteilung - dessen Eltern noch Lepra-bettler waren, wie ich erfahre - rezitiert aus dem Koran, ein anderer, Hindu, singt einen Text aus der Gita. Dann eine Lesung aus dem Neuen Testament. Dann erst beginnt das Fest. Ein Krankenhauschor mit Harmoniumbegleitung, Reden, ein Arzt, ein anderer in Urdu, Lobo, ihr Nachfolger, rühmt ihre Lebensleistung, sagt, dass sie Vorbild ist, weil sie im Land bleibt und an die Zukunft der Menschen hier glaubt, ihnen Hoffnung gibt. Oben auf der Galerie haben sich Patienten der Klinik versammelt, klatschen Beifall. Die Ehrengäste dürfen ein Blumengebilde überreichen, das Geburtstagskind wird zeremoniell mit einer

Torte gefüttert. Dr. Pfau lässt alles über sich ergehen, tritt dann ans Mikrofon, gerührt und doch nüchtern, dankt allen und erzählt in Urdu und Englisch, wie glücklich sie ist, hier ihre „Familie“ um sich zu haben. Sie ist zu Hause.

...

Am Sonntag vor meiner Abreise waren wir in der Kathedrale von Karachi, ein neugotischer Bau, unter dem Gewölbe zahlreiche Ventilatoren wie umgedrehte Windräder, eine fröhliche, bunte Gemeinde, der Bischof barfuß in Sandalen, und als ich mich über den beschwingten Gang des Diakons wundere, sehe ich: er geht ganz barfuß. Nachher steht man auf dem Platz vor der Kirche zusammen, grüßt sich und plaudert. Drei Tage nachdem ich zurückgeflogen bin, der Schock. Ein Selbstmordattentäter in Peshawar, in einer ähnlichen Situation, sprengt über 200 Gottesdienstbesucher, die gerade aus der Kirche strömen, in die Luft. Der Leiter der Sozialabteilung des Marie Adelaide Leprosy Center (MALC) hat an diesem Tag fünf Familienangehörige verloren. Einige Tage später bebt in Karachi die Erde. Das Epizentrum ist 200 km von der Stadt entfernt. Wie kann ein Mensch das aushalten? Kurz vor Weihnachten dann die Nachricht, dass auch der schiitische Religionslehrer, den das MALC in Mangopir angestellt hatte, erschossen wurde. Drei Kugeln in den Kopf, als er seine Tochter auf dem Motorrad in die Schule bringen wollte. Vor den Augen des Kindes. Dr. Pfau schickt einen anderen Mitarbeiter, auch er Schiit, nach Afghanistan, in Sicherheit.

„Gründe genug zu resignieren. Ist es nicht unsinnig, etwas zu tun?“ Was sagt Ruth Pfau? „Aber es ist noch unsinniger, nichts zu tun. Also machen wir weiter.“

Als ich mich am letzten Tag verabschiede, versammeln sich die Angestellten des ganzen Krankenhauses. Es gibt ein Fotoalbum als Geschenk. Ich verspreche, dass ich in Deutschland erzählen werde, was sie tun. Was Ruth Pfau da aufgebaut hat und immer noch inspiriert, ist eine Insel des Friedens in einem Meer der Gewalt. Und auch das ist Pakistan.

Wie weit ist Pakistan weg? Sehr weit. Aber man schaut wieder mit ganz anderen, dankbaren Augen auf Deutschland, auf die Sicherheit, auf das, was wir oft so verächtlich „law and order“ nennen, auch auf den Wohlstand. Karachi: das ist die ganze ande-

re Welt. Fremd, aber auch das ist unsere Welt. Was da passiert, ist gleichzeitig zu unserem Leben. Karachi in Zeiten der Globalisierung ist ein Ort, der in zentrale Brennpunkte auch unserer Gegenwart führt: Gewalt, Zusammenleben der Religionen, Solidarität mit den Armen, Gerechtigkeit, Verantwortung. Dass Ruth Pfau vor Ort ist, dass sie lebt, „was in unseren heiligen Büchern steht“ und dass sie davon erzählt, das macht ihr Leben so wertvoll. Ihr neues Buch ist ein Signal gegen Banalität und Oberflächlichkeit auch hierzulande: Leben ist anders!

Ruth Pfau

Leben ist anders.

Bilanz eines abenteuerlichen Lebens

(Auszüge aus dem gleichnamigen Buch, hrsg. von Rudolf Walter, Freiburg i. Br.: Herder 2014)

Wirklich kein Warum?

Ich wollte (und will auch nicht) den Eindruck erwecken, dass das, was mich durch ein abenteuerliches Leben, währenddessen wir die Lepra in Pakistan in den Griff bekommen haben, dass mich das auch durch die Probleme und Möglichkeiten des Alters brächte. Dass ich „Antworten“ gefunden und gegeben hätte. Das Leben ist anders. Wie? Ich wusste es natürlich, dass es „auch“ anders ist. Aber es war vorher nicht so verletzend, so bedrohlich, so unsinnig, so fordernd, so ganz und gar „ohne Warum“. Wie? Das lag, das liegt eben an IHM. Was war passiert? Damals, als alles begann, habe ich nicht viel gefragt: Ich musste nur die Augen zumachen und dann war der Kontakt mit Ihm da. Davon habe ich gelebt. In all den Jahren, in allen Gefahren. Heute weiß ich, dass das ein Geschenk war. Sicher nicht nur für mich. Es war ja auch ein

Geschenk für andere, weil die Lepra überwunden ist. Das ist vorbei. Wenn ich heute sagen sollte, warum ich noch Christin bin, dann ist es eben nicht mehr die fühlbare Liebesgeschichte. Aber ich kann Ihn doch jetzt nicht alleinlassen.

Ich hatte Momente der Erfahrung: ER ist da. Es geschah oftmals in Verbindung mit einer Landschaft. Es verbindet sich etwa mit den stundenlangen Fahrten durch die dürre Steppe in Baluchistan. Trockenes, dürres Gelände. Manchmal Stauden, Dornsträucher, Mimosen, deren gelbe Blüten wie Bällchen auf den Boden fallen, wie ein Teppich, sonst kaum eine blühende Pflanze. Eine Gegend, in der nichts ablenkt. Zeit zum Meditieren hatte ich vor allem im Jeep. Und da war ein Hügel, auf den ich immer wieder stieg. Ich weiß nicht einmal mehr, mit wem ich unterwegs war. So konkret, so erfüllend, so stark war diese Erfahrung, dass sie alles andere auslöschte. Ich ging auf diesen Hügel, und ich wusste: ER würde kommen. Wir haben uns über das ausgetauscht, was in meinem Leben geschah. Und es geschah immer wieder, dass Er plötzlich wegging, ohne es mir zu erklären. Ich fragte immer wieder: „Warum kann ich da nicht mitkommen?“ Seine Antwort: „Das schaffst du noch nicht.“ Und meine Bitte war immer: „Dann versuche es doch wenigstens einmal.“ Ich hatte das Gefühl, Seine eigentliche Mission kommt erst „danach“. Das mochte ich nicht. Warum konnte ich nicht Seine *eigentliche* Mission teilen?

Was ist das Besondere an diesen Erfahrungen? Ich kann darüber nicht sprechen. Wie könnte ich auch davon reden? Von Gott zu reden ist kein Kinderspiel. Alle, die Erfahrungen mit Ihm gemacht haben und versucht haben, sie mitzuteilen, wissen das. Die Worte, mit denen man eine solche Erfahrung beschreiben könnte, sind zu abgenutzt, zu banal. Aber es folgt etwas aus dieser Erfahrung, sie bleibt nie folgenlos, das ist klar.

Es gibt weitverbreitete Bücher, in denen fromme Nonnen von ihren Privatoffenbarungen erzählen, in denen Jesus in der Sprache geistlicher Traktate zu ihnen spricht. Ich maße mir darüber kein Urteil an. Das ist aber nicht das Meine. Ich will auch gegenüber anderen keine Nonne sein, die außergewöhnliche, begnadete Erfahrungen gemacht oder gar Privatoffenbarun-

gen erlebt hat. Ich bin eine normale Frau, eine Intellektuelle ohne mystizistische Neigungen oder besondere spirituelle Begabungen. Dass Er sich in mich verliebt hat, wie Er sich in den Stamm Israel verliebt hat: Das war nicht, weil dieser Stamm der größte, der intelligenteste ist. Sondern weil es Israel war. Wen die Liebe erwählt, warum sie jemand vorzieht, das ist ein Geheimnis, und was da geschieht, ist nicht erklärbar. Es gehört in den Bereich einer Intimität, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Es bleibt ein Geheimnis.

Der „Erfolg“ verblasst hinter dem, was ich jetzt erfahre. Was im Moment spirituell bei mir geschieht, ist etwas, was ich nicht mag. Ich kann mich mit dem, was das Christentum uns zumutet, nicht abfinden. Das, was ich immer gesagt und gedacht habe: Gott hat die Menschen zum Glück geschaffen – das ist eine naive Aussage, die geschichtlich nicht trägt. Das ist die Erfahrung auf der Wegstrecke meines Lebens, die ich jetzt gehe. Der Austausch mit IHM, das Wissen, dass ich in Seiner Liebe bin, das war mein ganzes Leben. Und diese Erfahrung war so wichtig, dass sie mein geistliches Leben so geprägt hat, dass ich sagen kann: *Das bin ich*.

Rückblickend denke ich heute oft: Ich habe die Menschen, mit denen ich unterwegs war, nur als Begleiter gebraucht, weil man in Pakistan als Frau nicht allein unterwegs sein kann. Aber was mich angeht, da wo ich wirklich *ich* war, habe ich keine anderen Menschen gebraucht. Ich habe mir auch oft überlegt, ob in dieser ersten Phase meines Lebens nicht die anderen Menschen zu kurz gekommen sind. Ich weiß kaum mehr, mit wem ich damals unterwegs war. Klar, da waren Abdullah, Lobo, Hamid. Aber da war vor allem *eine* Geschichte: Er und ich. Er, „My Lord“, war im Zentrum. Das ist heute anders. Jetzt brauche ich Menschen.

Ich hatte – gefühlsmäßig – keine Zweifel damals. Zu zweifeln wäre mir nur dumm vorgekommen. Manche Menschen haben mich damals um meine Sicherheit beneidet. Heute käme es mir naiv vor, nicht zu zweifeln. Und ich kann diesen Menschen heute nur sagen, dass diese Sicherheit auch nicht trägt. Ich bin heute in einer Situation, in der bei mir etwas – wenn nicht ins Kippen kommt, so doch fragwürdig geworden ist. Sicher, wir haben die Lepra in den Griff be-

kommen. Aber die Genugtuung darüber hat nicht durchgehalten. Es war ja auch nur ein Teil der Wirklichkeit. Es ist heute die Gesamtsituation, die mich verzweifeln lässt. Nicht nur ein Einzelschicksal. Das Ganze kann einen verzweifeln lassen. Es kann einen ins Finstere versinken und an jeder Zukunft zweifeln lassen. Ich weiß nicht mehr, was Gottes Perspektive auf die Welt ist. Wie kann ich mich Ihm noch zugehörig fühlen? Wie kann ich das große Ja, das in der fraglosen Liebe ist, durchhalten? (S. 19–24)

Ich bin nicht umgetrieben von der Notwendigkeit, die Theodizeefrage zu klären und gar schlüssig zu beantworten: Warum lässt der gute Gott uns leiden? Wenn ich den intellektuellen Schritt mache und die Definition zulasse, dass Gott unendlich ist – wie könnte ich endlicher Mensch den unendlichen Gott fragen, wieso machst Du, was Du machst? Er kann mich verstehen, ich kann Ihn nicht verstehen. Damit muss ich leben. Nicht, dass ich sagen würde, ich weiß, dass Er mich nicht mehr versteht. Ich spüre es nur nicht. Das ist nicht das Gleiche. Wieso geht Er aber die Beziehung mit uns ein? Ich verstehe es nicht. Aber es ist ja nicht mehr so lange: Dann werde ich Gelegenheit haben, all das zu fragen. Ich erfahre auch Seine Wirklichkeit jetzt anders: als Rätsel, als Geheimnis. Und bin damit der Wahrheit wohl näher als früher. Aber ich wollte früher auch nicht mehr Wahrheit. Ich wollte mehr Nähe. Doch das ist mein Problem. Nicht Seines. Ich bin froh, dass ich wieder etwas Sinnvolles zu tun habe. Damit ich nicht so viel nachdenken muss.

Ich kann auch die Psalmen nicht mehr beten. Nicht nur mit ihrem Schöpfungspreis. Auch die Klagepsalmen fallen mir schwer. Meine Frage bleibt: Wieso schafft Gott eine Welt, von der man sagen muss: Das ist schiefgegangen? Schafft man denn Menschen, damit sie unglücklich sind? Schön und gut, dass Er das Leiden der Welt am Ende selber durchlitten hat. Aber war das ganze Drama denn wirklich nötig?

Und ich habe keine Antwort. Keine Antwort jedenfalls, die mich überzeugt. Ich glaube auch nicht, dass es eine Antwort gibt. Ich habe deshalb nur einen Überlebenstrick: Ich bin wieder in die Arbeit, den „Dienst“ zurückgegangen. Die Arbeit für

diese Menschen, die leiden, hat mich wieder sinnvoll abgelenkt von dem Starren in dieses dunkle Loch. Wenn Er sich verhüllt, übernehme ich selber wieder Verantwortung. Dann versuche ich durch meine sinnvolle Arbeit zu reagieren. Ich kann aber nicht sagen: Dadurch wird auch Dein Schweigen sinnvoll. Das Rätsel bleibt, und auch der Skandal.

Ich habe immer das Maximum gegeben. Aber was ich heute mache, hat mit „Arbeit“ nichts zu tun. Ich musste nur ablenken. Da war die Erfahrung einer Leere. Ich muss ja irgendetwas mit mir machen. Und wenn ich hier etwas tue, dann hilft das anderen. Was soll ich denn sonst tun? Ich kann doch nicht im Bett liegen und nichts tun. Ich kann doch nicht den ganzen Tag in der Kapelle sitzen. Es gibt keine theoretische Antwort auf die Frage nach dem Leiden und dem Bösen. Die einzige Antwort ist die der Liebe, die möglichst versucht, Leid und Bosheit zu verhindern. In Widerstand und Ergebung. Sich zu engagieren und etwas zu tun gegen das Leid, ist eine sinnvolle Reaktion auf das Leiden. Selber aktiv Verantwortung zu übernehmen, ist ein konstruktiveres Umgehen mit der Frage nach dem Sinn als alle theoretischen Überlegungen und alle abstrakten Gedanken. Ergebung ist die andere Antwort. Es ist die Antwort Jesu in der letzten Verzweiflung: „Vater, es geschehe Dein Wille.“ Wenn ich sage: Du musst wissen, was Du machst! Du hast das Recht dazu. Und nicht: Ich steige aus! Dann ist es diese Haltung.

Zwischendurch, knapp zwei Jahre, habe ich versucht, den Ruhestand zu leben. Jetzt bin ich mit meinen 84 Jahren wieder im Projekt. Das lenkt mich ab. Aber ist es wirklich nur Ablenkung? Es war dringend wichtig, dass ich meine medizinischen Erkenntnisse und organisatorische Erfahrung einbrachte. Und vielleicht ist das Seine neue Gegenwart: Das Heute, das Jetzt. Die Menschen um mich herum. Die Aufmerksamkeit auf das, was geschieht. Der Anruf der Gegenwart. Er ist heute noch viel fordernder denn je. Und das gilt wohl nicht nur für Karachi, für Pakistan. Es gibt so viel Leid, so viel Einsamkeit überall...

Vielleicht liegt gerade darin auch die Möglichkeit von Hoffnung: Vertrauen wächst durch Achtsamkeit, durch den Blick aufs Konkrete. Durch Konzentration auf den Augenblick, auf den Nahbereich. (S. 28–32)

Selig, die am Frieden arbeiten

Mein Leben in Pakistan hat mich darin bestärkt: Wer Hass mit Hass zu begegnen versucht, hat schon verloren. Gewalt lässt sich nur unterlaufen. Gandhi hat durch Gewaltlosigkeit viel erreicht. Auch Jesus: Er ist selber in die Mühlen der Gewalt geraten, aber er hat keine Gegengewalt angewandt. „Wenn ich wollte, könnte ich zehn Legionen von Engeln von meinem Vater erbitten ...“

Die Samen der Gewalt sind viele. Sie gehen in den Seelen der Menschen auf, vergiften das Verhältnis zwischen Menschen und können auch eine Gesellschaft zerstören. Der Gewalt wirksam zu begegnen und die Kraft, die in der Aggression steckt, zu verwandeln, das ist mühsam und oft langwierig. Sicher ist nur: Frieden lässt sich nicht erzwingen und nicht herbeibomben. Und Frieden fällt nicht vom Himmel. Frieden ist Arbeit. Und verlangt Phantasie. Ich bin überzeugt: Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und Liebe sind der Weg zum Frieden. Frieden hängt aber auch mit mir selber zusammen. Frieden kann nur jemand verbreiten, der auch Frieden in sich gefunden hat. Man hat schon genügend zu tun, die Konfliktherde in der eigenen Familie abzubauen, die ja in der Regel mit einem selber zu tun haben. Aus einem Feind einen Freund zu machen – das ist der Prüfstein. Wenn einem das gelingt!

Misstrauen zwischen religiösen Gruppierungen ist ein offenkundiges Faktum. Und auch Gewalt. Da ist etwa der Hass zwischen Schiiten und Sunniten. Was der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten ist, wissen die meisten gar nicht. Das hat weder – wie in Nordirland zum Beispiel der Krieg zwischen Katholiken und Protestanten – eine ökonomische Komponente noch gibt es Rangunterschiede in der sozialen Skala. Es ist auch nicht so, dass es konkrete Probleme oder Irritationen gibt, wie es etwa das Schächten in Deutschland im Konflikt zwischen Muslimen und Nichtmuslimen war. Sunniten und Schiiten schächten beide in gleicher Weise. Die Frauen tragen in beiden Konfessionen die gleiche Kleidung. Beide sind Muslime. Aber sie bringen sich sogar während des Gebetes um. ...Und dann die gezielten Morde: Da wird ein Bus auf freier Strecke von Menschen mit Maschinenpistolen aufgehalten.

Sie kontrollieren die Ausweise (in die auch die Religionszugehörigkeit eingetragen ist): Sunniten nach rechts, Schiiten nach links. Und die Schiiten werden erschossen. Umgebracht. Einfach so! Den Sunniten passiert nichts.

Der Konflikt geht zurück in die Zeit des Propheten, als Mohammed starb und seine Nachfolge geregelt wurde. Für die Schiiten kamen nur leibliche Nachfolger Mohammeds in Frage, also nur die Abkömmlinge seiner Tochter. Die Sunniten dagegen setzten auf einen männlichen Kalifen, also einen gewählten Führer. Die einen werfen dem anderen vor, dass sie vom wahren Glauben abgefallen seien – und umgekehrt. Dass Schiiten und Sunniten sich gegenseitig angreifen, ist zwar nicht neu, aber in diesem Ausmaß und in dieser Grausamkeit hat man das früher nicht gesehen. Früher haben sie sogar untereinander geheiratet. Heute wird der Hass gezielt und bewusst geschürt. Keiner weiß mehr um den religiösen Kern des Konflikts. Wenn irgendetwas verständlich wäre, könnte man ja noch etwas dagegen tun...

Frieden findet nicht nur im Großen statt, sondern auch im Nahbereich. Wir haben Sunniten und Schiiten in der Klinik ange stellt und beide arbeiten problemlos zusammen. Ich weiß nicht einmal, wer der einen oder der anderen Richtung angehört. Bei uns ist das nicht wichtig. Es ist ein Konflikt mit einer Geschichte gegenseitiger Verketzerung. Heute aber geht es um Macht und um die politische Instrumentalisierung der Religion. Menschen sollen entzweit werden aus machtpolitischen Interessen. Dahinter stehen offensichtlich Menschen, die den Konflikt befeuern und die Spaß daran haben, wenn andere unglücklich werden. Ich weiß nicht: Ist es die Lust an der Zerstörung oder Macht über andere? Das ist das Böse.

Aber nicht nur das Verstehen der Hintergründe ist wichtig. Gerade weil dieser Teil der Welt, in dem wir arbeiten, von Gewalt geprägt ist, ist es mindestens ebenso entscheidend, dass wir Gegenmodelle anbieten. Schon in den 80er Jahren, als wir mit dem Leprateam in den Stammesgebieten von Afghanistan unterwegs waren, haben wir kein Gewehr im Jeep erlaubt. Wenn Mudjahedins angriffsbereit standen, ging einer von uns aus dem Jeep auf sie zu und sagte: „Überlegt es euch, wir sind unbe-

waffnet.“ Es fiel nie ein Schuss. Wenn wir mit Gewehr ausgestiegen wären, hätten die natürlich geschossen. Gerade in einer Kultur, die auf Waffen so viel Wert legt, ist der Verzicht darauf ein starkes Zeichen, das auch verstanden wird. Das gilt immer noch. Karachi ist heute eine Stadt der Gewalt. Das Militär zeigt starke Präsenz. Schwerebewaffnete sind überall in der Öffentlichkeit, zu sehen, in den Straßen patrouillieren Soldaten, Männer mit sichtbar getragenen Pistolen und MGs stehen vor Geschäftseingängen. Waffen aller Kaliber sind offen zugänglich und leicht zu besorgen... Wir haben keine massiven Sicherheitsmaßnahmen. Aber auch keine Sicherheitsprobleme. Heute stehen Patienten vor der Tür unseres Krankenhauses, die sich darum kümmern, dass kein Chaos ausbricht. Das heißt natürlich nicht, dass nichts passieren könnte. Als unser Behindertenheim in Mangopir angegriffen wurde und zwei Wachleute erschossen wurden, haben die anderen wohl gefragt: Sollen wir hier bleiben? Aber es hat kein einziger aus dem Personal oder von den Schutzleuten verlangt: Jetzt müssen Sie uns bewaffnen. Wir haben uns geweigert, Schutzgeld zu bezahlen. Obwohl eine von Deutschen geführte Fabrik in Mangopir auf die Schutzgeldforderungen eingegangen ist. Natürlich bleiben wir nicht nur bei dem Nein, sondern versuchen, strukturell und effektiv etwas zu tun gegen die Gefahr neuer Gewalttaten. Wir haben uns an die höchste Regierungsspitze gewandt, mit der Forderung, dort in Mangopir eine effiziente Polizeistation einzurichten. Es ist auch etwas geschehen. In diesen Tagen gerade kann man überall in der Stadt die Schüsse hören. Der neue Staatspräsident hat verkündet, er würde ungewöhnliche Methoden benutzen und Karachi würde wieder normal werden. Wenn ich frühmorgens in die Messe fahre, habe ich allerdings den Eindruck, dass wir besetzt sind: Soldaten überall. Kontrollen. So kann man keinen Frieden machen. Friedensarbeit ist nicht nur, aber auch Aufgabe der Politiker. Dass Waffenarsenale insgesamt abgebaut werden, dass Waffenhandel eingeschränkt wird, dass Giftgas- und Atomwaffen tabuisiert werden, das ist für den Frieden in der Welt zentral. Das ist eine strukturelle Aufgabe.

Und was vor allem wichtig ist: Ein dauerhafter Frieden ist ohne Gerechtigkeit nicht

vorstellbar. Gerade in Zeiten der Globalisierung hat die Forderung nach Gerechtigkeit eine neue Qualität. Das Geschäftsmodell der globalisierten Wirtschaft besteht doch darin, dass Waren in den Ländern produziert werden, in denen die Löhne am niedrigsten sind. Die Märkte und die Produktionsorte rücken näher zusammen. Die Unternehmen in Pakistan geben wenig Geld aus für Sicherheitsvorkehrungen, um damit ihre Gewinnspanne noch zu steigern. Die Arbeiterinnen arbeiten für wenig Geld, das vielleicht gerade für den Reis und Gemüse und die Wohnung im Slum reicht. Pakistanische Textilfabriken liefern günstig... Es sollte die Deutschen interessieren, auf welchem Boden diese günstigen Produkte hergestellt werden. Natürlich führen sie das in den Westen aus und natürlich werden die günstigen Preise auf dem Rücken der Arbeiterinnen kalkuliert...

Kann auch ein Einzelner etwas tun? Die Antwort ist eindeutig: ja! Selig, die am Frieden arbeiten, so steht es in unseren heiligen Büchern. Oft sind es schon ganz kleine Dinge, die helfen. Manchmal auch ganz bescheidene Gesten. Wie dieser Tage: Das Team machte sich auf den Weg von Orangi zurück ins MALC-Krankenhaus in Karachi. Ich sitze wie gewöhnlich vorne auf dem Beifahrersitz. Nach ein paar hundert Metern sehe ich einige Burschen auf einer Böschung stehen, Steine in den erhobenen Händen. Es scheint, als würden sie die Steine gleich werfen wollen. In diesem Moment habe ich einen Impuls – und winke diesen Jungen einfach zu. Die Hände mit den Steinen sinken nach unten, die anderen Hände winken zurück...

Wie das klappen kann: Frieden stiften? Man muss wohl Humor haben, cool bleiben, Dinge so sehen, wie sie sind, damit einem das einfällt, was jeweils angebracht ist. Mut haben, dass man von sich absehen kann... Und noch etwas ist nötig: Geduld und Konsequenz: Wenn man konsequent auf dem Friedensweg bleibt, bleibt auch dem anderen kaum etwas anderes übrig, als seine Methoden noch einmal zu überdenken. Wichtig ist zudem, sich nicht auf Intrigen einzulassen, nicht mit den gleichen Waffen zurückzuschlagen. Wie gesagt: Manchmal braucht es einen langen Atem, um zum Frieden zu kommen. (S. 151-164)

Martin Steinacher

Ich sterbe im Schoße der Kirche

Neue Erkenntnisse im Fall Maurice Bavaud begleiten den 75. Jahrestag seines gescheiterten Hitler-Attentats

Maurice Bavaud stammte aus Neuenburg/Neuchâtel in der französischsprachigen Westschweiz, wo er am 16. Januar 1916 als Ältester von sieben Kindern geboren wurde. Nach einer Berufslehre als technischer Zeichner studierte er ab 1935 drei Jahre an einem Seminar in der Bretagne, um Priester und Missionar zu werden, bevor er sich im Herbst 1938 zu einem Attentatsversuch auf Adolf Hitler entschloss. Maurice Bavaud reiste - ohne nähere Mitteilung über Ziel und Zweck der Reise an die Angehörigen - am 9. Oktober, von Neuenburg nach Baden-Baden, um dort bei Verwandten Hitlers Aufenthaltsort zu eruieren. Am 20. Oktober fuhr er kurz zurück nach Basel, erstand sich dort in der Waffenhandlung Bürgin eine 6,5 mm Schmeisserpistole und nahm dann den Zug nach Berlin. Maurice Bavaud war fest entschlossen, ein Attentat auf Adolf Hitler zu verüben, las dann jedoch in der Zeitung, dass sich der „Führer“ nicht in Berlin sondern in Berchtesgaden aufhielt und reiste am 24. Oktober mit dem Zug nach Bayern, wo er vergeblich versuchte, zur Residenz Hitlers auf den „Berghof“ zu gelangen. Ein einheimischer Französischlehrer wies ihn jedoch darauf hin, dass er den Diktator vielleicht am ehesten am 9. November auf dessen Gedenkmarsch zur Münchner Feldherrnhalle zu Gesicht zu bekommen würde. Maurice Bavaud gelang es, sich einen Platz in der ersten Reihe auf der Ehrentribüne gegenüber der Heilig-Geist-Kirche zu beschaffen. Allerdings marschierte Adolf Hitler in der Mitte des Zuges und war zu weit entfernt und zudem teilweise durch die hundertfach zum Hitlergruß entbotenen Arme verdeckt, die einen gezielten Schuss unmöglich machten, sodass Bavaud sein Vorhaben vorerst ruhen lassen musste.

Wie richtig sein Gedanke eines Attentats auf Hitler jedoch war, zeigte sich sogleich, als auch in München die Reichspogromnacht über die Stadt hereinbrach. Dies bestärkte Maurice Bavaud in seiner Auffassung, den Hauptverantwortlichen für diese Verbrechen beseitigen zu müssen. Er versuchte in den folgenden drei Tagen mehrfach, nahe genug an Hitler heranzukommen, um ihn zu erschießen. Letztlich blieb er jedoch erfolglos. Er wurde am Abend des 12. Oktober wegen einer fehlenden Zugfahrkarte am Bahnhof in Augsburg festgenommen und als Ausländer der Gestapo und damit seinem Todesurteil überstellt, weil er der so genannten „verschärften Vernehmung“ nicht gewachsen war und seine Absichten schlussendlich zugeben musste.

Bavauds versuchter Anschlag und vor allem aber die Frage nach der dafür verantwortlichen Motivlage hatten schon vor gut 30 Jahren zu einer erbittert ausgetragenen Kontroverse zwischen dem Zürcher Geschichtswissenschaftler Klaus Urner einerseits sowie dem St. Galler Journalist und Historiker Niklaus Meienberg und dem deutschen Schriftsteller Rolf Hochhuth auf der anderen Seite geführt – ein Disput, der in der Schweiz bis heute fortwirkt und so ganz aktuell auch die Stadt Zürich betrifft, die aufgrund eines Postulats von Gemeinderat Simon Kälin darüber zu befinden hat, ob nicht an prominenter Lage ein Maurice-Bavaud-Platz geschaffen werden müsste, um dem verhinderten Attentäter ein ehrendes Andenken zu bewahren.

Dieser Vorstoß evozierte teils heftige Reaktionen, die in einer Leserbriefdiskussion zwischen dem empörten Filmregisseur Rolf Lyssy und Peter Spinatsch, einem Mitglied des Comité Maurice Bavaud, kulminierten und die Standpunkte des Streites zwischen Urner und Meienberg/Hochhuth noch einmal stellvertretend darlegten. Denn während Klaus Urner in seinem Buch *Der Schweizer Hitler-Attentäter* Maurice Bavaud pathologisiert und für einen antisemitischen, rechtsradikalen sowie restlos fremdgesteuerten Handlanger eines Mitverschwörers hält¹ und diese These 1998 noch

¹ Urner, Klaus: *Der Schweizer Hitler-Attentäter*. 3 Studien zum Widerstand und seinen Grenzbereichen: Systemgebundener Widerstand. Einzeltäter und ihr Umfeld. Maurice Bavaud und Marcel Gerbohay, Frauenfeld 1980.

einmal bestätigte², vertraten und vertreten Meienberg (*Es ist kalt in Brandenburg*, 1980) und Hochhuth (*Tell 38*, 1979) den völlig konträren Standpunkt, es habe sich bei Bavaud um einen klarsichtigen, charakterfesten und vor allem aber opferbereiten jungen Mann gehandelt, der mit seiner versuchten Tat lediglich seiner christlich-pazifistischen Grundüberzeugung gefolgt sei.

Analog hierzu bewerten beide Parteien auch jene entscheidenden Aussagen, die – laut der erhalten gebliebenen Urteilsschrift – von Maurice Bavaud während seiner Verhandlung vor dem Volksgerichtshof in Berlin getroffen worden sind: *„Er habe die Persönlichkeit des Führers und Reichskanzlers für eine Gefahr für die Menschheit gehalten, vor allem auch für die Schweiz, deren Unabhängigkeit der Führer bedrohe. Vor allem aber seien kirchliche Gründe für seine Tat bestimmend gewesen; denn in Deutschland würden die katholische Kirche und die katholischen Organisationen unterdrückt und er habe daher geglaubt, mit seiner geplanten Tat der Menschheit und der gesamten Christenheit einen Dienst zu erweisen.“*

Niklaus Meienberg und Rolf Hochhuth schätzen diese Äußerungen als vollkommen authentisch ein und sehen sie als Beleg ihrer Thesen³, während Klaus Urner die gesamte Urteilsschrift für ein Machwerk der Gestapo hält.

Unabhängig von diesen beiden extrem divergierenden Positionen ist zunächst einmal festzuhalten, dass beide Seiten einen massiven Aufwand betrieben haben, um über Zeitzeugenbefragungen, Akteneinsichten und wissenschaftliche Gutachten an detaillierte biographische Daten von Maurice Bavauds Werdegang zu gelangen, die eine nähere Bestimmung seiner wesentlichen Charakterzüge ermöglichen sollten. – versteht sich von selbst!

Dank der Verbissenheit, mit der die Kontroverse schon damals geführt wurde, konnte ein beachtlicher Fundus an interessan-

ten Aspekten und Begebenheiten zutage gefördert werden, die dann in den je eigenen Sichtweisen verarbeitet und ausgelegt wurden. Ich bin der Auffassung, dass die christlich-religiöse Meienberg-Interpretation deutlich mehr Substanz aufzuweisen hat als Urners Darstellung, die schon in diesem Frühstadium einige Lücken beinhaltet und so seine gesamte darauf folgende Argumentation auf tönernen Füße stellt – auch und vor allem, da er Zeugenaussagen von teils engsten Familienangehörigen mitunter völlig unbeachtet lässt, obwohl oder gerade weil sie seine These vom extremistischen Wahnsinnigen äußerst scharf konterkarieren.

Denn festzuhalten ist sogar noch über Meienberg hinaus, dass Bavaud als Erstgeborener einer achtköpfigen und wirtschaftlich bisweilen arg kämpfenden Neuenburger Familie bereits von frühester Kindheit an mit Entbehrungen und einer aufopferungsvollen Lebensweise konfrontiert wurde. Noch wichtiger ist Tatsache, dass Bavaud in einem stark segregierten katholischen Milieu aufwuchs und einen tiefen Glauben bei sich ausbildete, welcher pazifistisch geprägt und in Auseinandersetzung mit politischer Publizistik und anspruchsvoller Weltliteratur gewonnen war.

Dementsprechend ist es auch nur folgerichtig, wenn Maurice Bavaud die zu seiner frühen politischen Findungsphase gehörende Mitgliedschaft in der Neuenburger Abteilung des Front National bereits nach sechs Monaten wieder aufkündigte, da ihm diese demagogische Truppe in seinen christlich-geistreichen Lebensansichten doch allzu sehr entgegenstand und nicht etwa, wie Klaus Urner es behauptet, zu einem ersten Wegpunkt auf seinem vermeintlich rechtsradikalen und antisemitischen Werdegang wurde!

Zwar liest er in jungen Jahren mit der *L'action française* auch eine rechtsextreme Zeitung, konsultiert mit der sozialistischen *La Sentinelle* aber gleichzeitig deren ideologisches Gegenstück, was eindeutig darauf schließen lässt, dass er ein politisch wacher und interessierter Geist war, der zwischen den verschiedenen Denkrichtungen lavierend das Weltgeschehen verfolgte und dabei, stets reflexiv vorgehend, seine eigene Position auszutarieren suchte.

Maurice Bavaud trifft im Oktober 1937 im Zuge seiner Missionarsausbildung in der

² Urner, Klaus: Ein Schweizer Held oder zwei Opfer der Nazijustiz? Zum Gedenken an Maurice Bavaud und Marcel Gerbohay, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 259, Zürich 7./8. November 1998.

³ Meienberg, Niklaus: *Es ist kalt in Brandenburg*. Ein Hitler-Attentat, Berlin 1990 sowie Hochhuth, Rolf: *Tell 38*. Dankrede für den Basler Kunstpreis 1976 am 2. Dezember in der Aula des Alten Museums, Reinbek bei Hamburg 1977.

westfranzösischen Seminarschule von St. Ilan also als bedachter, intelligenter und gebildeter junger Mann auf jenen Mitseminaristen Marcel Gerbohay, der in Urners Argumentation zum alles entscheidenden Wendepunkt, zum Induzenten eines übertragbaren Wahns und zum allgewaltigen Anstifter des Attentats auf Adolf Hitler wird. Freilich verbindet beide Missionarschüler eine relativ enge Freundschaft, die sich jedoch der gemeinsamen Leidenschaft für anspruchsvolle Literatur verdankt und nicht etwa Gerbohays – eventuell pseudologischen – Hirngespinnsten einer zaristischen Abstammung, welche auch der katholisch-bodenständige Maurice Bavaud, von Zeugenaussagen einiger Mitseminaristen verbürgt, zu keiner Zeit ernst nahm.

Wesentlich überzeugender dürften ihm da schon – insbesondere vor dem Hintergrund der kurz zuvor erschienenen Enzyklika *Mit brennender Sorge* – die Gedankengänge eines weiteren Missionarskollegen erschienen sein, der ein baldiges Attentat auf den Führer für durchaus geboten hielt, um die fortschreitende Unterdrückung des Katholizismus zu unterbinden und die Welt vor einer Katastrophe zu bewahren. Demzufolge kann also bereits hier eine christlich-religiöse Motivlage, ganz den Lebensinhalten Bavauds entsprechend, viel eher angenommen werden als eine von unsicheren Spekulationen getragene Verschwörungstheorie. Auch Niklaus Meienberg hat dies, als ehemaliger Schüler der Klosterschule Disentis mit der Materie bestens vertraut, anhand eindrucksvoller Schilderungen luzide plausibilisiert.

Erschwerend kommt hinzu, dass sich für einen aus seinem Glauben heraus agierenden Attentäter nicht nur in der Enzyklika *Mit brennender Sorge* Anhaltspunkte für eine Legitimation des streitbaren Vorhabens finden ließen, sondern auch und vor allem im Verhalten von Papst Pius XI., der die durch Nazi-Deutschland heraufbeschworene bedrohliche Lage frühzeitig erkannt, stets eindringlich vor ihr gewarnt und noch am Abend des Münchner Abkommens vom 29. September 1938 eine äußerst bewegende Radioansprache gehalten hatte, in welcher er sein eigenes Leben für den Erhalt des Friedens anbot⁴ und

damit den wohl ohnehin schon auf dem Sprung befindlichen Maurice Bavaud endgültig von der Richtigkeit seiner geplanten Tat überzeugte, wenn dieser keine drei Tage später in die heiße Phase seiner Vorbereitungen eintritt und dann bereits am 10. Oktober die Schweiz in Richtung Deutschland verlässt, weil er Pius' öffentliche Haltung teilt und dem Münchner Scheinfrieden ebenso wenig traut, wie Édouard Daladier („Diese Idioten“ – über die ihm zuzubehelnden Menschenmassen am Pariser Flughafen) und Winston Churchill („Sie hatten die Wahl zwischen Krieg und Unehre. Sie wählten die Unehre und werden den Krieg haben“ – zu Neville Chamberlain) übrigen auch.

Zuvor kontaktierte er in Deutschland aber noch den nationalsozialistischen *Weltdienst* und abonnierte dessen gleichnamige Zeitschrift; eine Begebenheit, die Urner, nach wie vor von seiner nun schon bekannten These überzeugt, dankbar in Beschlag nimmt, um seine Behauptung vom wahnhaften und rechtsradikalen Antisemiten weiter zu untermauern – und um in seinem Drängen doch wahrhaftig eine Tatsache zu übersehen, die banaler kaum sein könnte: Denn wenn Maurice Bavaud tatsächlich ein ernsthaftes Interesse an diesem Schundblatt gehabt hätte, dann hätte es für ihn nichts, aber auch wirklich gar nichts einfacheres gegeben, als den *Weltdienst* direkt vor Ort, direkt in Neuenburg und in französischer Sprache zu erwerben, anstatt ihn höchst umständlich und in der für ihn falschen Sprache in Deutschland zu abonnieren – ja, Urner war 1980 aufgrund nachlässiger Recherchen also ernstlich der Annahme gewesen, den *Weltdienst* habe es nur im Nazireich und nicht in über einem Dutzend weiterer europäischer Länder in den dort jeweils entsprechenden Sprachen gegeben!

Von daher bleibt für diesen Vorgang nur die auch von Meienberg plausibel vertretene These, dass sich Bavaud für seine Verhaftung, mit der er nun einmal im Voraus rechnen musste, eine Art Rückhalt verschaffen wollte, um sich bei den Vernehmungen als überzeugter Nationalsozialist präsentieren zu können. Auch Urners weiterführende Vorwürfe sind ähnlich halbseiden konstruiert und von daher vollständig zu entkräften. Im Folgenden sollen lediglich drei der wichtigsten und repräsen-

⁴ Fattorini, Emma: Hitler Mussolini and the Vatican. Pope Pius XI and the Speech that was Never Made, Cambridge 2011.

tativsten Beispiele angeführt werden, um aufzuzeigen, mit welcher fragwürdigen Anschuldigungen Maurice Bavaud noch immer in Misskredit gebracht wird:

1. Das von Bavaud aus seiner Todeszelle an die Familie gerichtete Musset-Gedicht („Warum schlägt mein Herz so schnell? / Was bewegt sich so heftig in meiner Brust? / Wovor habe ich Angst? / Klopft nicht jemand an meine Türe? / Warum blendet mich das Licht / meiner halb erloschenen Lampe? / Allmächtiger Gott! Mein ganzer Körper fröstelt. / Wer kommt? Wer ruft mich? Niemand. / Ich bin allein, die Stunde schlägt. / O Einsamkeit, o Elend!“) nimmt Urner zum Anlass, um dem Neuenburger eine homosexuelle Beziehung zu Marcel Gerbohay nachzusagen, da er von diesem allmächtigen Beschützer und Liebhaber die Befreiung aus seiner misslichen Lage erwartet habe. Dabei liegen Bavauds Beweggründe für das Musset-Zitat eindeutig - und ohne jede Art von Spekulation anstrengen zu müssen - auf der Hand, denn es handelt sich um nichts weniger als eine Beschreibung seines Isolationshaftalltags in einer kalten, von ständigem Licht erhellten und mit ihrer Eintönigkeit alles zermürbenden Zelle, deren Tür sich für den ahnungslosen Insassen jederzeit öffnen konnte, um ihn zuerst vor Gericht und sodann auf das ohnehin schon wartende Schafott zu entlassen.

2. Um ein perfides Machwerk handelt es sich nicht bei Maurice Bavauds *Urteilschrift*, sondern bei der *Anklageschrift* von Marcel Gerbohay, der in der Hauptsache einem völlig dilettantischen, ja liederlichen Vorgehen der mit der Nazijustiz kollaborierenden Schweizer Behörden zum Opfer fiel, von diesen im Grunde denunziert und so nach dem Fall Frankreichs von der Gestapo gefangen genommen und im April 1943, also knapp zwei Jahre nach Maurice Bavaud, auf Grundlage einer fingierten Anklage ebenfalls hingerichtet wurde, obwohl sich die Gestapo im Grunde sicher sein musste, dass sie mit Gerbohay einen weitgehend Unschuldigen exekutierte, da er für sie über lange, lange Zeit überhaupt keine Rolle gespielt hatte. Denn

3. - und dies ist die absolut wichtigste neue Erkenntnis im Fall Bavaud/Gerbohay - hätte sie auch nur eine Sekunde lang an eine Verschwörung der beiden Missionarsschüler geglaubt, so hätte sie in den alles ent-

scheidenden Monaten von Januar bis Dezember 1939 ein komplett anderes Verhalten an den Tag gelegt, Maurice Bavaud sofort in ihre berüchtigte Schutzhaft genommen (anstatt ihn außerhalb ihres Verantwortungsbereiches in einfacher Polizeihaft zu belassen) und mittels der so genannten „verschärften Vernehmung“ den Namen des vermeintlichen Anstifters und Auftraggebers kurzerhand aus ihm herausgefoltert, weil sie ja, der Königsbronner Terror im Falle Georg Elzers beweist es mehr als eindrucklich, stets nach konspirativen Hintermännern gierte und selbstverständlich davon hätte ausgehen müssen, dass sich Adolf Hitler im Falle eines mehrköpfigen Komplotts noch immer in allergrößter Gefahr befände!⁵

Doch genau das Gegenteil war der Fall: Die Gestapo zog sich nach Bavauds Geständnis, das anhand einer Schriftprobe zweifelsfrei verifiziert werden konnte, komplett aus der Angelegenheit zurück und trat erst wieder auf den Plan, als der Schweizer im Februar 1940, in einem letzten verzweifelten Versuch, seine Hinrichtung doch noch aufzuschieben, den Namen seines französischen Freundes lancierte, den er hinter der mächtigen Maginotlinie aber wohl in absoluter Sicherheit gewähnt hatte. Dass Frankreich jedoch kein halbes Jahr später vollkommen überraschend besiegt sein und die Schweizer Polizei derart mit den Nazis kollaborieren würde, konnte Bavaud keinesfalls voraussehen und deswegen ist er auch nicht - wie Urner es formuliert - für den Tod seines Freundes Gerbohay verantwortlich.

Alle wesentlichen von Klaus Urner erhobenen Vorwürfe und Behauptungen können also über ein stringentes Verfolgen der bei Maurice Bavaud erkannten christlich-pazifistischen Grundprinzipien entkräftet respektive widerlegt und somit gleichzeitig auch die von ihm vor dem Volksgerichtshof benannten Beweggründe als die für die Anschlagversuche einzig relevanten verifiziert werden. Die beherrschenden Leitgedanken seines tiefen Glaubens, die er von frühester Kindheit an über zwei Jahrzehnte hinweg beständig internalisiert und nach denen er sein Leben voller Überzeugung ausgerichtet hatte, sind in allen seinen

⁵ Steinacher, Martin: Maurice Bavaud – verhinderte Hitler-Attentäter im Zeichen des Katholizismus?, München 2012.

Verhaltensweisen rund um das geplante Attentat wieder zu erkennen und von daher als motivstiftende Maxime seines Handelns evident. „Ich sterbe also im Schoße der römisch-katholischen Kirche“ – so lautet einer der zentralen Sätze aus dem bewegenden, vor allem aber auch reifen und klarsichtigen Abschiedsbrief, den Maurice Bavaud am 12. Mai 1941, zwei Tage vor seiner Hinrichtung, an seine Eltern verfasste.

Am 12. Dezember 1955 wurde Maurice Bavauds Urteil vom Landgericht Berlin-Moabit nachträglich auf fünf Jahre Freiheitsstrafe sowie einen ebenfalls fünfjährigen Verlust der bürgerlichen Ehre reduziert, bevor man ihn dann 1956 endgültig rehabilitierte und den Hinterbliebenen in der Schweiz eine Entschädigung von 40.000 Franken zusprach. Um ein Vielfaches wichtiger wäre diesen jedoch – und dies gilt insbesondere für Adrien, Colette und Hélène Bavaud, den drei noch lebenden Geschwistern von Maurice – wenn in der schweizerischen Öffentlichkeit, ausgehend von Bundespräsident Couchepins Rehabilitierungsvotum aus dem Jahre 2008, endlich ein angemessenes Bewusstsein für die versuchte Tat entstehen und jenem Mann ein ehrendes Andenken bewahrt werden würde, der mit seinem noch so jungen Leben für Werte und Normen eingetreten war, die es heute – exakt ein dreiviertel Jahrhundert nach seinem missglückten Attentatsversuch – noch immer zu verteidigen gilt.

Martin Steinacher lebt in Kaufbeuren/Allgäu, ist angehender Doktorand der Geschichte und verfasste im Verlauf seines Ersten Staatsexamens an der Ludwig-Maximilians-Universität München eine wissenschaftliche Abhandlung über den Fall Maurice Bavaud, in welcher er einige neue Erkenntnisse erarbeiten konnte. Auf einer von ihm organisierten Bavaud-Gedenkveranstaltung am 9. November 2013 trug er diese vor. – Eine Langfassung des vorstehenden Textes ist in Neue Wege. Beiträge zu Religion und Sozialismus 11/2013, S. 312 ff. und Einsichten und Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Zeitgeschehen 4/2013, S. 246 ff. erschienen.

Korrektur

In der Buchbesprechung „Römisch-katholische Priesterinnen als Pionierinnen einer zukünftigen Kirche“ von Irmgard Rech in der vorigen Nummer muss es auf der Seite 32 in der linken Spalte heißen: Sie bestanden auf ihrer Berufung und setzten dabei auf c. 849 CIC (statt c. 1024 CIC).

Thomas Wagner

Auf dem Weg zu einer offenen Kirche

Zu dem Buch „schwul + katholisch. Eine christliche Gottesdienstgemeinschaft“ von Gregor Schorberger (Berlin 2013)

Zum Autor

Das Buch, das hier zu besprechen ist, ist konsequent zu den zwei anderen Monographien, die vom Autor vorliegen. Dabei sind die beiden letzten, „Geschichte der ökumenischen Krankenhauseseelsorge an der Universitätsklinik Frankfurt/M“, 2010 in zweiter Auflage erschienen, und die jetzige Dissertation. Nimmt man das erste Buch Schorbergers dazu, „AIDS-Station. Wege humaner Begleitung“ von 1987, in München erschienen, wird die Intention des Autors deutlich: Helfen und Heilen. Schorberger ist nicht nur Pastoralreferent, sondern er ist auch diplomierter Krankenpfleger und Pastoralpsychologe. Daher treffen auf ihn auch die Worte des jetzigen Papstes Franziskus zu: „Ich sehe ganz klar, dass das, was die Kirche heute braucht, die Fähigkeit ist, Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen – Nähe und Verbundenheit. Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker

fragen. Man muss die Wunden heilen.“ (Antonio Spardaro (Hg.): Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg 2013, S. 47). Für die Kirche, die sich auf Christus als den „Heiland“ beruft, eigentlich selbstverständlich.

Der Anlass

Der Anlass für diese Arbeit ist zum einen der Wunsch, eine Dissertation im theologischen Kontext zu schreiben. Zugleich ist es aber auch eine Art Festschrift des „Projektes schwul + katholisch in der Gemeinde Maria Hilf“, die 2011 ihr 20jähriges Bestehen gefeiert hat. Es ist daher zugleich ein Bericht über diese Gemeinschaft, die so wohl einmalig ist in ihrer auch kirchenrechtlichen Form. Die an die katholische Kirchengemeinde Maria Hilf im Frankfurter Gallusviertel angeschlossene Gemeinschaft existiert seit 1991, die kirchenrechtliche Anerkennung in einem Dokument vom 22.7.1996. Es ist wohl das erste Mal im deutschsprachigen Raum, dass ein kirchliches Dokument das Wort „schwul“ benutzte. Damals wurde das nicht so richtig wahrgenommen. Während die Benutzung desselben Wortes durch Papst Franziskus bei einem Interview auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Brasilien am 29. Juli diesen Jahres eine große Resonanz hatte.

Die basiskirchliche Struktur

Sehr schnell wurde der Gemeinde klar, dass sie nicht nur eine Gottesdienstgemeinde sein konnte, die sich regelmäßig traf. Es musste eine Gemeinschaft mit demokratischen Strukturen sein und sie musste auch von ihrer Theologie her befreiungstheologische Elemente im Sinn einer schwulen und lesbischen Theologie aufweisen. Zugleich zeigte sich aber, dass es zu dieser Gemeinschaft kommen musste, da die gelegentlichen Gottesdienste z.B. in der HuK manchen nicht ausreichten. Zumal die Aufnahme von Lesben und Schwulen in den Ortsgemeinden oft nicht stattfand. Sie wurde somit zu einer Basisgemeinde. Es war eine Möglichkeit, einen ersten Schritt zur Annahme homosexueller Menschen in der katholischen Kirche zu vollziehen. Einer Kirche, und davon zeugt dieses Buch auch, die sich an vielen Menschen versündigt hat, denen sie statt mit

der Liebe Christi mit dogmatischer Strenge begegnet ist. Das Wort Jesu: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Mt 9,13; 12,7) greift einen Spruch des Propheten Hosea auf: „Liebe will ich, nicht Schlachtopfer, Gotteserkenntnis statt Brandopfer.“ (Hos 6,6). Und es scheint mir, dass diese Sicht inzwischen auch die Kirche begreift, indem sie die pastorale Sicht der Frage eher versteht. In dem schon erwähnten Interview mit Papst Franziskus führt dieser aus: „Wir müssen das Evangelium auf allen Straßen verkünden, die frohe Botschaft vom Reich Gottes verkünden und – auch mit unserer Verkündigung – jede Form von Krankheit und Wunde pflegen. In Buenos Aires habe ich Briefe von homosexuellen Personen erhalten, die >sozial verwundet< sind, denn sie fühlten sich immer von der Kirche verurteilt. Aber das will die Kirche nicht. Auf dem Rückflug von Rio de Janeiro habe ich gesagt, wenn eine homosexuelle Person guten Willen hat und Gott sucht, dann bin ich keiner, der sie verurteilt.“ (S.49-50)

Diese Sicht setzt sich erst langsam durch und fordert letztlich auch Konsequenzen in der Lehre, der Beichtpraxis und auch dem Kirchenrecht. Auch diese Punkte werden im Buch von Schorberger zitiert und angemahnt. Aber auch dieser Basisgemeinde gilt das Wort des Papstes aus dem apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ vom 24.11.2013: „Die anderen kirchlichen Einrichtungen, Basisgemeinden und kleinen Gemeinschaften, Bewegungen und anderen Formen von Vereinigungen sind ein Reichtum der Kirche, den der Geist erweckt, um alle Umfelder und Bereiche zu evangelisieren. Oftmals bringen sie einen neuen Evangelisierungseifer und eine Fähigkeit zum Dialog mit der Welt ein, die zur Erneuerung der Kirche beitragen. Aber es ist sehr nützlich, dass sie nicht den Kontakt mit dieser so wertvollen Wirklichkeit der örtlichen Pfarrei verlieren und dass sie sich gerne in die organische Seelsorge der Teilkirche einfügen. Diese Integration wird vermeiden, dass sie nur mit einem Teil des Evangeliums und der Kirche verbleiben oder zu Nomaden ohne Verwurzelung werden.“ (Nr. 29, S. 28 der dt. Ausgabe).

Die Gemeinde in ihren Grundfunktionen

Die Arbeit schildert das Leben der Gemeinschaft durch viele Einzelheiten, Interviews mit Mitgliedern der Gemeinde, Besuchern, aber auch z.B. der Priester, die als Zelebrenten den Gottesdienst mit ihnen feierten. Die bekannte Spannung zwischen schwuler Community und der katholischen Kirche bedeutete: in der schwulen Szene sprach man nicht über Kirchen und in der Kirche nicht über das Schwulsein. Sie wird durch Gruppen wie diese Gemeinschaft aufgehoben, weil sich hier beides miteinander verbindet.

Weite Teile des Buches erzählen nun von der Arbeitsstruktur dieser Gemeinschaft unter den Begriffen von Liturgia (Gottesdienst), Martyria (Zeugnis, Verkündigung), Diakonia (Nächstenliebe) und Koinonia (Gemeinschaft). Diese Dienste bilden die Struktur jeder Gemeinde. Kern dieser Gemeinschaft ist die gemeinsame Eucharistiefeier, Mittelpunkt jeder christlichen Gemeinschaft. Auch hier hat sich eine eigene Form entwickelt, indem neben dem Priester noch ein Moderator Dienst tut, der aus der Gemeinde stammt. Es bleibt bei der katholischen Form der Liturgie, was für manchen evangelischen Besucher vielleicht ein Problem darstellt. Doch ist die Form sehr offen. Und es gibt zu bestimmten Gelegenheiten, z.B. beim CSD-Gottesdienst, auch ökumenische Formen. Texte und Lieder für den Gottesdienst wurden teilweise neugefasst, in einer Sprache, die den Mitgliedern der Gemeinschaft entsprach. Aus diesem Mittelpunkt entspringen die Verkündigung und gleichermaßen die Taten der Nächstenliebe. Und durch dieses gemeinsame Tun wird dann auch Gemeinschaft. Schorberger bringt hier viele Beispiele, wie dieses „Projekt: schwul und katholisch in der Gemeinde Maria Hilf“ in die schwule Community und in die ganze Stadt hinein wirkt im Sinne einer Pastoral nicht nur für, sondern auch mit Lesben und Schwulen.

Natürlich ist das erst ein Schritt hin zur Öffnung der Katholischen Kirche. Ein damals mutiger Schritt im Bistum Limburg. Die Fülle an Material und das Faktum, dass es sich um eine Dissertation handelt, erschwert etwas die Lesbarkeit. Dennoch ist es all denen zur Lektüre empfohlen, die

sich mit dem Thema: Kirche und Homosexualität beschäftigen.

Paul M. Müller

Buchbesprechung zu Leonardo Boff: Franziskus aus Rom und Franz von Assisi. Ein neuer Frühling für die Kirche.

Butzon und Bercker, Kevelaer
2014, 126 Seiten

Dr. phil. und Dr. theol. Leonardo Boff, 1938 in Concordia/Brasilien geboren, wurde später Professor für Systematische Theologie in Petropolis und Professor für Ethik und Religion in Rio de Janeiro. Boff ist einer der Gründerväter der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. 2001 wurde er mit dem „Alternativen Nobelpreis“ ausgezeichnet.

In seinem Vorwort umschreibt Boff das Anliegen der Publikation: „Dieses kleine Buch will zwei außergewöhnliche Gestalten miteinander in Beziehung bringen: Franz von Assisi und Franziskus von Rom. Man kann jetzt schon sagen, dass die römisch-katholische Kirche nicht mehr dieselbe sein wird wie zuvor“. (8) Zur Bestätigung dieser Aussage zitiert er ein Wort des neu gewählten Papstes Franziskus auf einer Pressekonferenz vom 16. März 2013, in der er seine Namenswahl, Franziskus, erläutert: „Als die ausreichende Anzahl der Stimmen erreicht war, die mich zum Papst machen sollten, kam der brasilianische Kardinal Hummes zu mir, küsste mich auf die Wange und sagte: 'Vergiss die Armen nicht'. Bei der Erwähnung der Armen fiel mir sogleich Franziskus von Assisi ein. Ich dachte an die Armen und die Kriege. Bereits während der Wahlgänge, deren Stimmenauszählung für mich 'gefährlich' wurde, kam mir ein

Name in den Sinn: Franziskus von Assisi. Franziskus, der Mann der Armut, des Friedens, der die Schöpfung liebte und sich um sie sorgte, ein Mann, der ein Gespür für den Frieden vermittelt, ein Armer. Wie sehr wünschte ich mir eine arme Kirche, eine Kirche für die Armen! (9)

Von diesem Papst, mit dem Namen „Franziskus“ verspricht sich Leonardo Boff tiefgreifende Veränderungen in der Kirche des dritten Jahrtausends. Dabei stützt er seine Vision von der menschenfreundlichen Kirche der Zukunft auf Papst Franziskus, der eine dienende und arme Kirche einfordert, eine Kirche, die inspiriert ist durch den Geist und das Leben des „Poverello“ aus Assisi.

Diese Beziehung des Papstes zu Franz von Assisi mit ihrer Auswirkung auf den „Wiederaufbau der Kirche“ wird von Boff in mehreren Beiträgen aufgegriffen und unter je anderem Aspekt vertieft. Dabei zeigt sich ihm deutlich, dass die Frage des „rechten Glaubens“ bei Papst Franziskus nicht die erste Rolle einnehmen wird, sondern der „Dienst an den Menschen“. Der Autor schreibt in dem Kapitel: „Papst Franziskus - vom Geist des Franz von Assisi inspiriert“: „Was wir mit Sicherheit sagen können: Als Kardinal Bergoglio den Namen Franziskus wählte, wollte er damit auf ein Programm für die Kirche im Geist des heiligen Franziskus verweisen. Das Bild von der Kirche, das Franziskus hatte, war das genaue Gegenteil dessen, was die Kirche seiner Zeit verwirklichte. Sie entfaltete ihre weltliche Macht über fast ganz Europa bis nach Russland hin... Der hl. Franziskus traf für sich die Entscheidung, das Evangelium in seiner reinen Gestalt zu leben und zwar buchstäblich: in radikalster Form, in fast schon naiver Einfachheit“. (32)

Boff lässt im Ganzen seines Buches erkennen, dass auch er persönlich mit der „Vision von einer neuen Kirche des dritten Jahrtausends“ mit Papst Franziskus auf das christliche Lebensmodell des Poverello von Assisi setzt. Er sieht sich in seiner eigenen Zukunftshoffnung vor allem durch das Armutsideal und die offene Zuneigung des Papstes zu den Menschen und ihren konkreten Lebensvollzügen bestärkt. Er betont aber ausdrücklich - hier spricht der „Befreiungstheologe“, dass die Armut nicht nur durch eine allgemeine Menschenfreundlichkeit überwunden werden kann;

es bedarf vielmehr auch der sozialen Gerechtigkeit.

Der Autor kennt Papst Franziskus seit vielen Jahren und ist ihm seit langem verbunden, nicht zuletzt durch die besondere Beziehung beider zu Franz von Assisi, der eine dienende Kirche an der Seite der Armen eingefordert hat. Dabei bleibt er sich, bei aller Begeisterung für Papst Franziskus und sein Grundverständnis von Kirche, bewusst, dass die Kirche sich zu allen Zeiten dem Geist der Erneuerung (dem Heiligen Geist) stellen muss.

Vor diesem Hintergrund fragt der Autor gegen Ende seines Buches in einem eigenen Kapitel sehr grundsätzlich: „Ist die römische Kurie reformierbar?“ Er offenbart seine Zweifel an der Reformierbarkeit der Kirche, und bewertet die Kurie in Rom als einen der konservativsten Verwaltungsapparate der Welt: „Sie verfügt über eine solche Machtfülle, dass sie es schaffte, die Veränderungsversuche zweier Päpste hinauszuzögern, ins Leere laufen zu lassen. Ebenso gelang es ihr, die Stoßrichtung des Zweiten Konzils (1962-1965) zu blockieren.“ (110) Boff befürchtet, dass die Kurie in Rom auch weiterhin einen Kurs verfolgen wird, der an der spirituellen Gegenwart der Kirche in dieser Welt nicht interessiert ist. Dabei erinnert er seine Leser auch an das Ausmaß der moralischen und finanziellen Skandale, die zu einem „empörten Aufschrei“ in der Kirche führten und zitiert in diesem Zusammenhang den Vatikankenner Giancarlo Zizola: „Im Laufe von vier Jahrhunderten ist das revolutionäre des Urchristentums fast völlig verschwunden, und sie hat sich als eine konterrevolutionäre Vereinigung etabliert.“ (111) Der Autor verstärkt diese Kritik, indem er auf eine Rede von Papst Paul VI. vom 22. Februar 1975 zurückgreift: Paul VI. bescheinigt der Kurie „eine Haltung der Arroganz und der Überheblichkeit gegenüber dem Bischofskollegium und dem ganzen Volk Gottes“ (101) Boff selbst schlägt vor, die Kirchenleitung zu dezentralisieren, was in einer Zeit der „elektronischen Kommunikation“ leicht zu bewältigen sei. Auf diese Weise sollte es z.B. ohne weiteres möglich sein, die „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“ nach Afrika zu verlegen. Er verweist in seiner persönlichen Hoffnung auf Papst Franziskus als „der Papst einer Kirche, die zur spirituellen Heimat wird“. (120) Er be-

zeichnet Papst Franziskus als „neuen Hoffnungsschimmer“, ein Zeichen dafür, dass die Kirche ihre Glaubwürdigkeit wiederfinden und zum „Sakrament der Befreiung“ für viele Menschen werden kann.

Ein „kleines Buch“, gefüllt mit interessanten Informationen und einer großen Vision von der „Kirche des dritten Jahrtausends“, in der Papst Franziskus im Geist des hl. Franz von Assisi eine wichtige Rolle übernommen hat. Er ist zum Hoffnungsträger für viele geworden. Der Papst selbst ist sich bewusst, dass die alten Strukturen der kirchlichen Hierarchie einer dringenden Reform bedürfen, denn sie sind vielfach zu einem Hindernis für die Botschaft Jesu geworden. Jüngst äußerte er sich folgendermaßen: „Oft weiß man in Rom nicht, was in anderen Bereichen der Kirche passiert.“

Lutz Lemhöfer

**Crime Time in Imprimatur:
Wer ist schuld am Tod des
Soldaten F.?**

Zu William Brodricks Historien-
Krimi „Das Schweigen des
Mönchs“.

Dieses Buch firmiert als Kriminalroman. Aber es spürt kriminellen Verhalten nach in einem Bereich, in dem zwar reichlich getötet und gestorben wird, aber kaum einer von einem Verbrechen spricht, im Krieg. Genauer: im Ersten Weltkrieg, der in diesem Jahr 2014, hundert Jahre danach, Gegenstand einer ausgedehnten Erinnerungskultur ist. Anlass genug, dieses bereits 2009 auf Deutsch erschienene Buch zu besprechen, das unter der Folie „Kriminalroman“ faktisch einen hoch intelligenten Antikriegsroman darstellt.

Die Rahmenhandlung spielt in der Gegenwart. Pater Herbert Moore, Mitgründer des

Gilbertiner-Klosters Larkwood im südlichen England, ist hoch betagt und hoch geachtet im Jahr 1985 gestorben. Da bringen zwei Friedhofsbesucher, ein sehr alter Mann und eine jüngere Frau, eine hässliche Nachricht in die bestürzte Klostergemeinschaft: Im Jahr 1917 soll P. Herbert, damals noch Captain Moore, als Richter im Feldgericht an einem zutiefst ungerechten Todesurteil mitgewirkt haben. Pater Anselm, vor seiner Ordenslaufbahn ein vielversprechender Jurist, wird mit der Recherche beauftragt, was an diesen Vorwürfen dran ist.

Die Recherche ist kompliziert und entwickelt sich zu einem wahren Verwirrspiel. Denn die Akte im Militärarchiv ist lückenhaft; einzelne Erkenntnisse müssen mühsam wie ein Puzzle zusammengesetzt werden, und erst ganz allmählich finden sich Zeitzeugen im Greisenalter. Klar ist nur: Der aus Irland stammende, freiwillig in die britische Armee eingetretene junge Soldat Joseph Flanagan ist im September 1917, nach ebenso sinnlosen wie verlustreichen Gefechten seiner Einheit, von einem eilends zusammengerufenen Feldgericht zum Tod wegen Fahnenflucht verurteilt worden. Gemeinsam mit einem weiteren Soldaten, offenbar ebenfalls ein junger Ire, hatte er sich über 24 Stunden von seiner Truppe entfernt und wurde diesseits der Front, aber jenseits seiner Einheit aufgegriffen. Wollte er desertieren, oder hatte er sich verirrt? Wollte er nicht mehr töten und musste deshalb getötet werden? Schon als abschreckendes Beispiel für alle anderen, die sich vielleicht auch dem Kreislauf des Tötens und Getötetwerdens entziehen könnten? Das haben junge Offiziere, allesamt unter 30 Jahren, allesamt keine Juristen, zu entscheiden. Herbert Moore ist einer von ihnen. Die ganze Situation ist rundum grotesk. Alle an der Front stehenden Männer, Ankläger und Angeklagten eingeschlossen, haben im Inferno der hochtechnisierten Grabenkämpfe im nördlichen Flandern hundert- und tausendfachen Tod erlebt. Niemand fragt, warum und wofür hier seit drei Jahren getötet und gestorben wird; die Beteiligten versuchen zu überleben und dabei nicht verrückt zu werden. Niemand wird angeklagt, diese fast im Selbstlauf funktionierende Tötungsmaschinerie planmäßig oder fahrlässig in Gang gesetzt zu haben. Justiz und Moral

werden vielmehr bemüht, wenn einer sich auch nur zeitweilig ausklinkt.

Herbert Moore soll hier also über Tod und Leben entscheiden in einem Umfeld, in dem Tod oder Leben schon lange eine Frage von Glück und Zufall ist. Der Prozess seiner Urteilsbildung wird in der Rückblende breit und farbig dargestellt, immer wieder durchbrochen von Vorgriffen auf die aktuelle Wahrheitssuche P. Anselms in Archiven und Dokumenten. Diese Wahrheitssuche gestaltet sich zuweilen quälend kompliziert. Nicht nur die Identität einzelner Personen muss mühsam und unter mannigfachen Rückschlägen geklärt werden. Der vermeintlich so klare Ehren- und Moralkodex des Militärs gerät zunehmend ins Zwielicht. Unbewusst beispielhaft drückt die Enkelin eines der beteiligten hohen Offiziere dies so aus: *„Das Problem eines moralisch notwendigen Krieges ist, dass moralisch unnötige Dinge passieren“*, erklärt sie gegenüber P. Anselm. *„Darauf ist niemand stolz. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, dass die einfachen Soldaten einem sinnlosen Tod unmittelbar ins Auge sahen und aus Liebe zu König und Vaterland wetermachten. An jedem Tag, an dem eine Exekution stattfand, fielen vierhundert Männer im Kampf“* (S. 199). Aber wer oder was sollte mit solchen Argumenten gerechtfertigt werden?

Für Herbert Moore wird der moralische Zwiespalt, den der Krieg ohnehin bedeutet, durch die Beteiligung am Prozess und am Todesurteil zur Lebenswende. Er kehrt danach nicht in eine bürgerliche Existenz zurück, sondern bleibt in Belgien – in unmittelbarer Nähe seines persönlichen Tatorts, der Hinrichtungsstätte. Die Menschen in der Heimat verstehen ihn nicht mehr, und er versteht sie nicht mehr. *„Zwischen dem, was er erlebt und getan hatte, und dem, was jemand sich vorstellen konnte, der nicht dort war, bestand eine tiefe Kluft. Seine Beteiligung an dem Gemetzel trennte ihn nicht nur von normalen Menschen, sondern auch von der Geschichte, von seinem Verständnis der Vergangenheit und von der Kultur, die in diesen Krieg geführt hatte. Er fühlte sich, als schwämme er in kaltem Wasser, verfolgt von Millionen Gesichtern.“* (...) Am Ende des Heimatbegriffs *„verkündete Herbert, dass er bald nach Belgien zurückfahren werde und entschlossen sei, Mönch zu werden.“* (S. 365).

Alle Krimis haben notwendig mit der Frage von Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht zu tun. Aber selten wird das so zum zentralen Thema gemacht wie in diesem Buch. Und zwar doppelt brisant, weil die Gegensätzlichkeit allgemeiner und militärspezifischer Moral und Kultur breit ausgespielt wird - sozusagen bis zur Kenntlichkeit entstellt, ohne zur Karikatur zu entgleiten. Dass der Autor William Brodrick die Klaviatur von Recht und Moral (auch im Kontrast) so virtuos spielt, mag mit seiner eigenen Biographie zusammenhängen. Wie sein Protagonist P. Anselm kennt er die Koexistenz von Mönch und Jurist von innen, allerdings in umgekehrter Reihenfolge: kurz vor den ‚ewigen Gelübden‘ verließ er den Augustinerorden, wurde Jurist und später Schriftsteller. Sein Buch *„Das Schweigen des Mönchs“* variiert die klassische Krimi-Frage *„Wer ist der Mörder?“* in eine eng benachbarte, aber viel seltener gestellte neue Frage: *„Was ist eigentlich Mord?“* Was ist Schuld? Was ist Schicksal? Wer diesen Fragen in einem klugen, überaus verrätselten Krimi nachgehen möchte und nicht auf schnelle Action setzt, ist mit diesem Buch gut bedient. Und auch alle historisch Neugierigen, die an einer ungeschminkten Innensicht des Massenmordes interessiert sind, den wir distanziert *„Erster Weltkrieg“* nennen.

William Brodrick: Das Schweigen des Mönchs, List-Verlag 2009, 429 Seiten. Eine Taschenbuch-Ausgabe ist 2010 erschienen.

Papst Franziskus feiert seinen 77. Geburtstag auf seine Weise

Bei der Feier seines 77. Geburtstags hat Papst Franziskus erneut ein Zeichen gesetzt: Er beging ihn im vatikanischen Gästehaus mit einer Messe und einem anschließenden Frühstück zusammen mit Obdachlosen, Küchenpersonal und Putzkräften. Auch bei seinem Besuch in Assisi hatte er in einer Caritas-Suppenküche statt wie üblich mit den Ordensleuten und anderen "Honoratioren" zu Mittag gegessen.

Ist das Leben des Papstes gefährdet?

In italienischen Justizkreisen hält man das Leben des Papstes offenbar für gefährdet. Franziskus habe sich den Zorn der Mafia zugezogen, erklärte Nicola Gratteri, einer der bekanntesten Staatsanwälte Italiens und Ermittler gegen die Mafia in einem Zeitungsinterview. Die Mafia bange um ihre Pfründe im Geschäft mit der Kirche, nachdem der Papst rigoros gegen Geldwäsche und anderes Fehlverhalten der vatikanischen "Finanzzentren" vorgehe. Er kenne zwar keine konkreten Anschlagspläne, sagte Gratteri, fügte aber hinzu: "Ich weiß nicht, ob die organisierte Kriminalität im Stande ist, etwas zu machen, aber sie überlegt das gewiss. Das kann gefährlich sein."

Kardinal Lehmann: Umfrage zu Ehe und

Familie eröffnet Chance

Die Vatikan-Umfrage zum Thema Ehe und Familie eröffnet nach Worten des Mainzer **Kardinals Karl Lehmann** „eine Chance, die wir auf allen Ebenen ergreifen müssen“. „Die Antworten verpflichten uns dazu in einem hohen Maß“, betont Lehmann in einem Beitrag für die Mainzer Bistumszeitung „Glaube und Leben“. Die Deutsche Bischofskonferenz hatte die Auswertung der Umfrage in den deutschen Bistümern am Montag vorgestellt. Darin halten die Bischöfe eine große Differenz zwischen den Gläubigen und der offiziellen Lehre der Kirche fest und sprechen von einer Suche nach neuen Wegen bei der Vermittlung der kirchlichen Sexualmoral. Die Umfrage ist Teil einer vom Vatikan angestoßenen Bestandsaufnahme, die Grundlagen für eine im Oktober geplante Weltbischofssynode liefern soll.

Kann der Papst seine Reformvorhaben tatsächlich umsetzen?

Nach Ansicht des **Innsbrucker Bischofs Manfred Scheuer** ist es noch ungewiss, ob Papst Franziskus seine Reformvorhaben tatsächlich umsetzen kann. Franziskus, so Scheuer in einem Interview mit der Tiroler Tageszeitung, stelle die Kirche "durchaus vor starke Herausforderungen". Es gebe "Spannungen und Machtkämpfe... Wie sich das weiterentwickelt, ist offen".

Schuldbekenntnis der Legionäre Christi: „Unsere schmerzvolle Geschichte“

Mit einem Schuldbekenntnis wendet sich die Kongregation der Legionäre Christi an ihre Mitglieder und an die Öffentlichkeit. In Rom tagt seit Anfang Januar ein außerordentliches Generalkapitel, das die Statuten der Kongregation überarbeiten und eine neue Leitung wählen muss. Die Überarbeitung war durch eine apostolische Visitation in den Jahren 2009 und 2010 nötig geworden. Das Kapitel verabschiedete eine Stellungnahme, in der es seine Beziehung zum Gründer der Legion, Pater Marcial Maciel Degollado LC, „endgültig neu bestimmt“. Der Text spricht von dem „verwerflichen und objektiv unmoralischen Verhalten“ Pater Maciels, die vom Vatikan gegen ihn verhängten Sanktionen seien gerechtfertigt gewesen.

Priesterinnen und Ende des Pflichtzölibats sind für Ordensoberen keine Tabus

Der neue Vorsitzende der Superiorenkonferenz der männlichen Orden und Präses der österreichischen Benediktiner, **der Altenburger Abt Christian Haidinger**, hofft, dass es in der katholischen Kirche „Priesterinnen geben und die Zölibatspflicht für katholische Priester aufgehoben wird“.

Regensburg: Katholisches "Hausverbot" für Pfarrer Helmut Schüller

Der katholische Aktionskreis Regensburg (AKR) hat kürzlich einen Veranstaltungshinweis verschickt, in dem es hieß: "Wir haben als Referenten **Pfarrer Helmut Schüller**, den Gründer der Pfarrerinitiative in Österreich, gewonnen. Hinzu kommt, dass wir die Veranstaltung in einem katholischen Pfarrsaal durchführen." Stunden später musste AKR-Sprecher Berthold Starzinger anderes verkünden. Der Termin werde nun doch nicht wie geplant stattfinden. Denn der Regensburger Generalvikar Michael Fuchs hatte Schüllers Auftritt in der Zwischenzeit untersagt.

Schon vor einem Jahr hatte eine Visite Schüllers in Bayern mächtigen Wirbel ausgelöst. Der Gründer der Initiative Aufruf zum Ungehorsam, die sich für Frauen im Priesteramt und mehr Verantwortung für Laien einsetzt, sollte in Nürnberg eine Fastenpredigt halten. Erst als die Veranstaltung umbenannt und zu einem späteren Zeitpunkt angesetzt wurde, gestatteten die Bischöfe von Eichstätt und Bamberg seinen Auftritt in einer Kirche.

Diesmal hatte der Regensburger Pfarrer Herbert Winterholler nach Rücksprache mit dem Pfarrgemeinderat einen Vortrag im Saal von St. Bonifaz / St. Georg erlaubt, bevor das Veto eintraf. Es gehe nicht darum, Schüller mundtot zu machen, erklärte ein Sprecher des Bistums. Doch wäre es ein falsches Signal, ihm kirchliche Räume zur Verfügung zu stellen. Diese bekommt Schüller nun doch, wenn auch von einer anderen Konfession. Nach Mitteilung des AKR hat der evangelische Pfarrer Martin Schulte mit Einverständnis des Kirchenvorstands die Oswaldkirche zur Verfügung gestellt. Dort sprach Pfarrer Schüller am 11. März um 19.30 Uhr zum Thema "Katholische Kirche - deine Zukunft?"

Trierer Bischof Ackermann unter Kollegen-Beschuss

Der Bischof von Trier, Stephan Ackermann, ist von seinen Bischofskollegen in Augsburg und Fulda, Konrad Zdarsa und Heinz Josef Algermissen, scharf kritisiert worden. Ackermann hatte erklärt, er sehe in der katholischen Sexualmoral Veränderungsbedarf. Es sei nicht länger haltbar, vorehelichen Sex generell als schwere Sünde zu be-

werten und wiederverheirateten Geschiedenen die Zulassung zu den Sakramenten dauerhaft zu verweigern. Algermissen und Zdarsa warfen ihrem Trierer Kollegen vor, die Wahrheit dem Zeitgeist anzupassen. Solche "Bischöflichen Einzelaktionen" seien kontraproduktiv. Für Zdarsa ist der "Katechismus Richtschnur dessen, was in der Weltkirche Geltung hat".

Schweizer Bischöfe kritisieren Zuwanderungsbegrenzung

Die Schweizer Bischöfe haben den Volksentscheid für eine Begrenzung der Zuwanderung kritisiert und appellieren an mehr Offenheit in der Bevölkerung. Hinter dem Votum stünden vor allem wirtschaftliche Interessen. Das Wahlergebnis sei die Folge einer Kampagne, die "die psychische Angst vor Fremden" geschürt habe, sagte der Sprecher der Bischofskonferenz. Das habe das gesellschaftliche Klima in der Schweiz verschärft. Die Kirche könne zwar keinen direkten Einfluss auf die Politik nehmen: man wolle jedoch "entlarven, dass hinter der geschürten Angst eigentlich nur wirtschaftliche Interessen stehen".

Die Glosse

Lieber Sepp, alter Sozi,

Das Elend mit dem Tebartz trifft nicht mehr nur das Bistum Limburg, es trifft die katholische Kirche bundesweit, ja es reißt sogar die Protestanten mit in den Strudel. Das beweisen die Kirchnaustritte, die wo nachweislich wegen dem Protzbischof seinem fürstbischöflichen Führungsstil, seinen Trickereien mit der Wahrhaftigkeit und seinem Rausschmeißen von Millionen bei uns Katholiken aber auch bei den Protestanten erheblich angestiegen sind. Kein Christenmensch will den Größenwahn von so einem über seine Kirchensteuer mitfinanzieren.

Sepp, der Pater Gescheitle und die ganze Hierarchie reden unheimlich blumig von der lehramtlich geregelten Ökumene, in der wo Katholiken wie Protestanten einträchtig zusammenleben könnten, andererseits warnen sie vor dem „trügerischen Idyll“ der praktizierten Ökumene, weil der Liebe Gott einen Mordsunterschied zwischen katholisch und evangelisch machen tät. Die Evangelischen hätten keine richtigen zölibatären Priester, keine richtige Kommunion und hätten überhaupt viel schwerer in den Himmel zu kommen, vor allem aber hätten sie keinen Papst, also keinen unfehlbaren Stellvertreter Gottes auf Erden. Also laufen die Evangelischen wie verirrte Schafe herum, ihnen fehlt an allen Ecken und Kanten der päpstliche Oberhirte, der wo sie zur grünen Weide der Rechtgläubigkeit führt.

Allerdings kann der Heilige Vater in seiner Weltkirche nicht überall sein. In der katholischen Kirche hat er drum Bischöfe als seine Unteroberhirten einsetzen gemusst. Aber was hat das für Folgen, wenn unter denen ein Bazi wie der Bischof Tebartz ist?

Und plötzlich ist unsereinem sonnenklar, dass es nicht nur eine von den Oberhirten verordnete Ökumene gibt, sondern auch eine von den selbstbewussten Schafen, die wo sich bei einem Schluri von Bischof, vor allem, wenn der ihre Kirchensteuer mit der Schippe zum Fenster rauswirft, zusammenrotten. Mit dem Geld fängts an. Davon verstehen die Leut was! Wenn erst einmal der Respekt aufgekündigt ist, gibt's kein Halten mehr, dann verlassen sich auch Katholiken

auf ihren eigenen Verstand, und die mitfühlenden

Evangelischen machen dann mit den Katholiken gemeinsame Sache. Gemeinsam betreiben sie also eine Ökumene von unten. Unser Karsten z.B., mein Enkel, dem wo das von der Hierarchie verbotene „Donum vitae“ das Leben gerettet hat, der lebt mit einer evangelischen Frau zusammen. Die beiden unterscheiden überhaupt nicht mehr zwischen Katholisch und Evangelisch. Die gehen jeden Sonntag zusammen in den Gottesdienst, und weil ihnen in letzter Zeit die protestantische Pfarrerin mit ihren Predigten besonders gefällt, besuchen sie fast immer die Sonntagsmesse dieser Frau. Von ihren beiden Kindern ist das Mädchen evangelisch und der Bub katholisch getauft. Sogar bei uns in Rauschheim kommt das immer öfters vor. Früher hat man die Protestanten als abtrünnige Katholiken verachtet, heut geht's in vielen Mischehen einträchtiger zu als wie in rein katholischen.

Also, für die Leut bringen es Kerle wie der Tebartz dazu, dass sie sich gemeinsam über dem sein Gebaren aufregen. Sie schimpfen kreuz und quer über die Konfessionsgrenzen hinweg. Am Ende ist denen katholisch und evangelisch wie Hose und Jacke. Sepp, ich habe beobachtet, wenn eine Kirche ihr Image versaut, bekommen es beide heimgezahlt. So also funktioniert die neue Ökumene. Ums nochmals zu betonen, der Tebartz hat nicht nur viele von seinen eigenen Schafen verloren, der hat auch den unschuldigen Protestanten eine Menge Kirchensteuerzahler weggetrieben.

Sepp, mir scheint, Vertrauen ist ein gemeinsames Gut der beiden Kirchen. Was die eine davon verspielt, ist auch für die andere verloren. Die Leut sind inzwischen stärker Christen als wie Katholiken oder Protestanten. In dem Sinn macht die Ökumene unerwartete Fortschritte auch hier unter den Mitgliedern von unserem Heimwerkerverein St. Joseph. Der römische Glaubenswächter, der Kardinal Müller hier aus Regensburg, kann einschärfen, was er will, die Christgläubigen hören gelassen darüber hinweg und tun, was ihnen selber vernünftig erscheint. Also hat keiner die Ökumene so gewaltig vorgebracht wie der Tebartz. Das sollten wir festhalten und uns bei einem Kasten Paulaner darüber freuen.

Dein Freund Joseph

P.S.: Zur Bestätigung von dem ramponierten Ruf unserer katholischen Kirche: Die Deutschen haben im vergangenen Jahr 13 % mehr gespendet als wie im Jahr davor. Es gibt trotzdem „Verlierer“, so stehts in unserer Zeitung. „... die Katholische Kirche verzeichnet einen Rückgang von 2,6 Prozentpunkten oder rund 40 Millionen Euro“ an Spenden. Das macht insgesamt 13% (die sie nach dem allgemeinen Trend als Zuwachs bekommen hätten) + 2,6% (die sie speziell eingebüßt hat) = 15,6% minus. Also kriegt die katholische Kirche dem Tebartz seine Verschwendung voll aufs Kerbholz. Der Schaden, den der Tebartz angerichtet hat, beträgt zusammengerechnet 40 Millionen plus 370 Millionen, plus die 30 Millionen für den Protzbau. Das macht zusammengerechnet 540 Millionen Verlust in einem Jahr. Gegen den Tebartz ist also der Hoeneß mit seinen 30 Milliönchen ein Waisenknabe!
